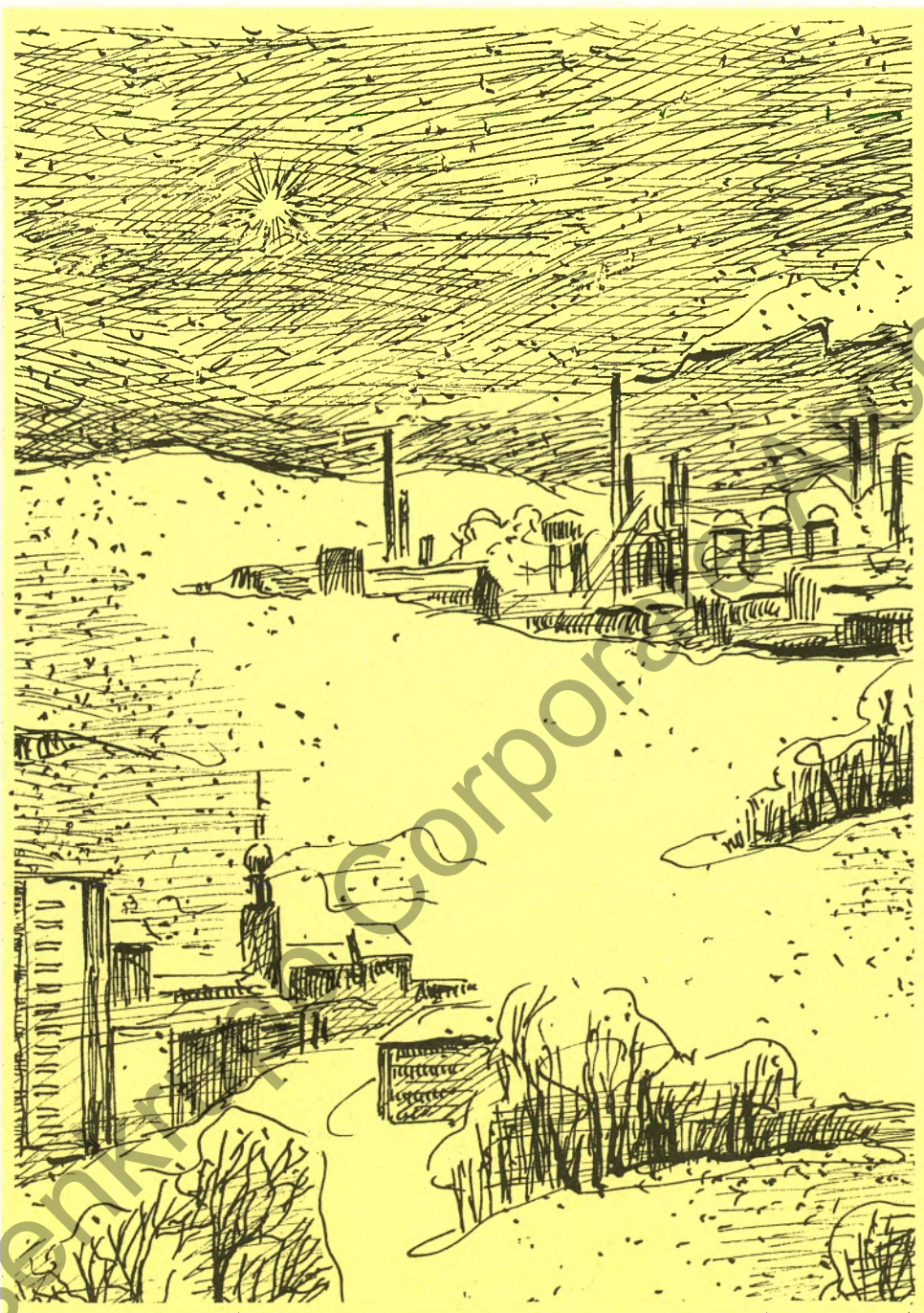


WESTFÄLENHÜTTE

NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE
DEZEMBER 1956
POSTVERLAGSORT DORTMUND





Allen Mitarbeitern danken wir für die auch in diesem Jahre bewiesene Pflichterfüllung und Arbeitsfreudigkeit. Wir wünschen Ihnen und Ihren Familienangehörigen ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr

BETRIEBSVERTRETUNG
Dombowski Hutfilker Pfeiffer

VORSTAND
Berndsen Gubitz Dr. Harr



Das Geschenk der Stille

Es ist und wird viel geschrieben über das Fest, das zu begehen wir uns wieder einmal anschicken. Früher besprachen und beschrieben es nur die Theologen und die Dichter, heute sind es auch die Journalisten, die Psychologen, die Kulturhistoriker, die Sozialkritiker, die Werbefachleute. Neben manchen anderen Superlativen kann das moderne Weihnachtsfest auch den für sich in Anspruch nehmen, von allen unseren Festen dasjenige zu sein, über das die meisten Worte gemacht werden. Das sollten wir nicht unbedingt tragisch nehmen. Denn es beweist schließlich, daß Weihnachten heute wie eh und je etwas ist, über das man nicht einfach hinweggehen kann, sondern das eine erregende Wirkung ausstrahlt — auf die Gemüter wie auf die Geister. Über das zur leeren Schablone, zur bloßen Tradition Gewordene macht man sich nicht so viele Gedanken. Die mit großem Stimmaufwand verkünden, Weihnachten sei heute nur noch ein kommerzielles Ereignis, widerlegen sich selbst. Überdies richten sie ihr Augenmerk auf etwas, was gar nicht Weihnachten ist — ebensowenig wie der Lärm vor der Konzertkasse, das Plaudern des Publikums im Foyer und das Stimmen der Instrumente schon die Musik sind. Gewiß: die allgemeine Jagd nach passenden Weihnachtsgeschenken, die schon Wochen vorher „festlich“ geschmückten Schaufenster, die Reklame-Weihnachtsmänner, die Rekord-Umsätze, die Weihnachtsgänge, die verdorbenen Mägen sind Begleitererscheinungen unseres modernen Weihnachtsfestes — aber sie sind doch nicht die Weihnacht selbst!

Weihnachten ist etwas ganz anderes: etwas, bei dessen Eintritt dieser ganze laute Trubel verstummt. Weihnachten ist die Stille des Heiligen Abends, das andächtige Schweigen der Welt, in dem auch unsere alltäglichen Gedanken und Empfindungen verstummen und nur noch die Stimme unseres Herzens zu uns spricht. Diese Stille ist kein gewöhnliches Schweigen, kein bloßes Verstummen der Geräusche — sie ist mehr: ein Verstummen des Alltags, auch dort, wo es gar nicht so still zugeht. Wer einmal am Heiligen Abend arbeitete, der weiß es: obwohl es um ihn herum scheinbar ebensowenig „feierlich“ war wie an anderen Arbeitstagen, spürte er sie doch, die große Stille der Weihnacht. Jeder von uns spürt sie, wo immer er auch sei. Diese Stille zieht uns in ihren Bann. Wir mögen Christen sein oder Atheisten, mögen glauben oder nicht glauben, mögen den Kopf noch so voll haben von beruflichen und privaten Sorgen: einmal am Heiligen Abend kommt für jeden von uns der Augenblick, wo ihn dieses festliche Schweigen der Welt berührt. Einmal — und sei es nur für Sekunden — wird es auch in uns „still“, schweigt auch in uns das Alltägliche, erfüllt uns jenes einmalige, unbeschreibliche und doch unverwechselbare Etwas: Weihnachtsstimmung! Am häufigsten überfällt sie uns wohl beim Anblick brennender Kerzen, beim Singen und Hören altvertrauter Weihnachtsweisen — aber es braucht nicht dort zu geschehen, ebensogut kann sie bei einem Gang durch die festlich-stillen Straßen, in einem Eisenbahnzug, ja, inmitten einer feuchtfrohligen Gesellschaft „über uns“

kommen. Wir können gewaltsam gegen dieses Gefühl ankämpfen, vor ihm in laute Fröhlichkeit oder in „normale“ Gedanken fliehen — aber einmal ergreift es uns doch. In jedem Jahr.

Dichter haben es zu beschreiben, Psychologen es zu erklären versucht. Aber es wird immer unbeschreiblich und immer unerklärlich bleiben, dieses Gefühl, das uns am Heiligen Abend ergreift. Schon darum, weil es bei jedem von uns anders ist. Der eine würde es „Andacht“ und „Ergriffenheit“ nennen, der andere schlicht und einfach „Rührung“, ein dritter „Wehmut“, und wieder ein anderer „Frieden, Ruhe, Glück“. Aber so verschieden auch unsere weihnachtlichen Empfindungen sind — etwas ist ihnen gemeinsam, zeichnet sie aus vor allen unseren sonstigen Gefühlen; eben dies: das völlige Schweigen des Alltäglichen, das Verstummen dessen, was uns noch vor wenigen Minuten bedrückte oder verärgerte, in Anspruch nahm oder ablenkte. Oder doch zumindest: ein Herabsinken dieser Dinge, Sorgen, Probleme zur Bedeutungslosigkeit. Es wird auch in uns still — und sei es, wie gesagt, nur für Augenblicke. Wir sollten uns fragen: Wissen wir sie eigentlich zu schätzen, diese Stille um uns und in uns, die uns nur einmal im Jahr geschenkt wird? Oder gehen wir achtlos durch sie hindurch — zu achtlos? Gewiß: wir freuen uns über sie, empfinden sie als willkommene Erholungspause und nervenberuhigend, entspannen uns in ihr und sammeln neue Kräfte — all das ist richtig und wichtig. Aber wird uns mit dieser weihnachtlichen Stille nicht noch weitaus mehr geschenkt: die — so seltene — Gelegenheit, uns einmal zu besinnen, einmal wirklich „zu uns“ zu kommen? Und haben wir das nicht alle sehr nötig?

Es gibt so vieles, das wir in der geräuschvollen Wirklichkeit des Arbeitslebens aus den Augen verloren haben: kleine — und oft auch große — Schätze des Daseins — das, was unsere Nächsten, unsere Frau und unsere Kinder, bewegt oder belastet — eigene Fehler und Schwächen, aber auch eigene, in Vergessenheit geratene Fähigkeiten, Möglichkeiten, Gaben! Hier, in der Stille des Weihnachtsfestes, schweigt einmal ganz von selbst alles, was uns sonst immer daran hindert, uns diesen vergessenen und doch oft so wichtigen Bezirken unseres Lebens zu widmen. Hier könnten wir, ohne daß es uns schwerfiele, einmal die Bilanz unseres Lebens ziehen, sichten, ordnen und — abwägen! Hier — wenn es sie überhaupt gibt — ist „unsere“ Stunde, die Stunde, in der wir einmal „große Inventur“ machen und in uns und um uns herum „aufräumen“ können.

Wirklich, wir sollten sie nicht ungenutzt verstreichen lassen — denn sie kommt so bald nicht wieder! Wir brauchen nicht das ganze Fest über versunken dazusitzen und zu meditieren, das ist gar nicht nötig. Es genügt schon, wenn wir einmal nicht gleich wieder zu unseren alltäglichen Gedanken und Gewohnheiten zurückkehren, wenn wir nicht gleich wieder die elektrische Beleuchtung unseres Lebens einschalten, sondern noch eine Stunde oder eine halbe bei Kerzenlicht sitzen bleiben und ein wenig nachdenken — über alles.

Der Vorstand berichtet

Allgemeine Geschäftslage

Seit unserer letzten Berichterstattung im Februar 1956 haben sich die Absatzmöglichkeiten für Stahl nicht grundsätzlich verändert. Bei einigen Produkten haben sich Erzeugungsmöglichkeiten der Lieferwerke und Bestellwünsche der Stahlverbraucher stärker angeglichen; bei anderen Produkten, insbesondere den von uns nur in geringem Umfange produzierten Grobblechen, besteht noch eine ausgesprochene Engpaßlage. Im ganzen findet die gestiegene Walzeisenerzeugung noch glatten Absatz; der Export mit seinen im allgemeinen guten Erlösen ist in den letzten Monaten gestiegen. Dabei ist zu bedenken, daß all die Jahre die deutschen Stahlpreise nicht unerheblich unter den Preisen aller anderer stahlerzeugenden Länder gelegen haben. Die Ausfuhr an Walzeisenerzeugnissen übertrifft zur Zeit die Einfuhrmenge in die Bundesrepublik:

	Einfuhr t	Ausfuhr t	Saldo t
1953 Monatsdurchschnitt	99 000	109 000	+ 10 000
1954 Monatsdurchschnitt	146 000	153 000	+ 7 000
1955 Monatsdurchschnitt	225 000	164 000	— 61 000
1956 1. Halbjahresdurchschnitt	210 000	202 000	— 8 000
1956 3. Quartalsdurchschnitt	192 000	234 000	+ 42 000

Im Rahmen der allgemeinen Lage auf dem Stahlmarkt ist die Westfalenhütte wie alle anderen Hüttenwerke der Bundesrepublik gut beschäftigt. Bis über das Jahresende hinaus ist unsere Erzeugung durch spezifizierte Aufträge abgedeckt. Anzeichen für eine grundlegende Änderung dieser Lage sind zur Zeit nicht sichtbar.

Während so Tonnagevolumen und Beschäftigungshöhe befriedigen, kann dasselbe von den geldlichen Ergebnissen nicht gesagt werden. Die letzte Eisenpreiserhöhung hatte im Juni 1955 stattgefunden und es ermöglicht, Ergebnisse zu erzielen, wie sie in anderen Branchen als notwendig und selbstverständlich angesehen werden und wie sie in Hinblick auf die großen Investitionsaufgaben unerlässlich sind. Seit Beginn dieses Jahres kamen dann aber die Kosten in Bewegung, hauptsächlich durch die Verteuerung der Rohstoffe und Materialien. Nachdem wir schon vorher vollbeschäftigt waren, konnten diese erhöhten Kosten nicht mehr durch die mit einer Mehrbeschäftigung der Betriebsanlagen in Verbindung stehende Kostendegression ausgeglichen werden. Obwohl wir bestrebt sind, durch Rationalisierung unsere Erzeugung zu verbilligen, darf doch nicht übersehen werden, daß in unserer Branche die Früchte der Rationalisierung nur langsam reifen, auf keinen Fall aber so schnell, wie

Teilansicht unserer Hütte



die Kosten im Jahre 1956 gestiegen sind. Das hängt mit dem enormen Kapitaleinsatz bei der Stahl-erzeugung und dem engen Verbund aller Produktions-abläufe zusammen: Mit einer gewissen Zwangsläufig-keit löst eine Rationalisierungsmaßnahme nicht selten eine weitere aus, so daß immer wieder die Bereit-stellung neuer Geldmittel notwendig wird.

Eisenpreiserhöhung war längst notwendig

Zum Ausgleich unserer Ertragsrechnung wäre eine Eisenpreiserhöhung schon in den ersten Monaten dieses Jahres berechtigt und erforderlich gewesen. Allgemeine wirtschaftspolitische Überlegungen zur Erhaltung der Preisstabilität ließen diesen Schritt immer wieder hinauszögern. Entsprechende Auswir-kungen auf die Gewinn- und Verlustrechnung konnten nicht ausbleiben. Solange Aussicht bestand, die Stei-gerungen auf der Kostenseite zum Stillstand zu bringen, war eine derartige Preispolitik gerechtfertigt, sie wurde aber falsch, als die Kosten durch immer neue Anlässe davonzulaufen begannen. Es ist nicht zu verkennen, daß grundsätzlich die Bemühungen, die Preise stabil zu halten, anzuerkennen sind, nur darf nicht übersehen werden, daß die deutsche Wirtschaft in die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge eingebettet und daher ein preis-politischer Isolationismus, ohne schädliche Wirkungen an irgendwelchen Stellen auszulösen, unmöglich ist. Mag sein, daß das Öffnen der Schere zwischen Kosten und Erlösen nicht überall sofort erkannt wurde, sei es, weil unzureichende Abschreibungen und ähnliche Sonderumstände das Kostenbild günstiger erscheinen ließen, als es in Wirklichkeit war, sei es, weil in hochrentierlichen Exportgeschäften ein Ausgleich ge-funden werden konnte, sei es, weil man nicht den Anlaß zu Lohnbewegungen geben wollte; letzten Endes ließ es sich aber auch von den überzeugtesten Anhängern der Politik stabiler Eisenpreise nicht länger verantworten, eine Erhöhung der Stahlpreise aufzuhalten.

Preiserhöhung wird überrollt

Mit Wirkung ab 19. Oktober 1956 haben wir unsere Preise um etwa 6 Prozent im Schnitt aller unserer Erzeugnisse erhöht. Berechnungen haben ergeben, daß diese Erlösaufbesserung schon binnen kurzem von dem Kostenanstieg auf der Rohstoff- und Mate-rialseite, aber unter Umständen auch auf dem Gebiet der Arbeitskosten, überrollt sein wird. Die Folge werden Ergebnisse sein, die auf die Dauer das Ausmaß unserer Investitionen einschränken. Die Öffentlichkeit hat von der Wandlung dieser Dinge zunächst kaum Kenntnis genommen. Sie blickte in erster Linie auf die nacheinander herauskommen-den Abschlüsse der Stahlgesellschaften für die Ge-schäftsjahre 1954/55, ein Zeitabschnitt, der für fast alle Werke unserer Branche unter einem guten Stern gestanden hatte. Auch das Jahr 1955/56 wird optisch noch einigermaßen zufriedenstellend erscheinen. Für das Jahr 1956/57 aber müssen die Voraussetzungen eines guten geschäftlichen Erfolges erst noch ge-schaffen werden. An einem solchen Erfolg sind alle interessiert: Gläubiger und Banken, Aktionäre und Geschäftsfreunde, aber auch die Belegschaft.

Produktion des Geschäftsjahres

Im vor wenigen Wochen abgelaufenen Geschäftsjahr 1955/56 (1. Oktober 1955 bis 30. September 1956) erzeugte unsere Gesellschaft:

	1955/56 Geschäftsjahr t	1954/55 Geschäftsjahr t
Roheisen		
(ohne Umschmelzeisen)	1 284 181	1 191 292
Rohstahl		
(einschl. Stahlformguß)	1 677 185	1 514 680
Halbzeug zum Verkauf	525 138	449 511
Walzstahlfertigerzeugnisse	808 743	749 018
Thomasmehl	209 829	222 118
Zement	250 850	248 870
Unser Bruttoumsatz		
belief sich auf	676 Mill. DM	619 Mill. DM
Im Bundesgebiet erzeugten wir bei		
	Roheisen	Rohstahl
	%	%
1955/56	7,4	7,4
1938	7,0	7,4
Zusammen mit unseren Tochtergesellschaften Hoesch		
Walzwerke AG, Hohenlimburg, und der Dortmunder		
Drahtseilwerke GmbH, hatten wir an der bundes-		
gebietlichen Erzeugung einen Anteil von		
	1955/56	1954/55
	%	%
Profilstahl	6,1	6,5
Flacherzeugnisse	10,3	9,9
Walzstahl insgesamt	7,8	7,9
Drahterzeugnisse		
einschl. Drahtseile	4,0	4,4
Thomasmehl	10,0	10,0
Hüttenzement	17,0	17,0
Beschäftigt		
wurden bei uns am:	30. 9. 1956	30. 9. 1955
Angestellte	1 533	1 468
Arbeiter	12 088	11 712
eigene		
Belegschaftsmitglieder	13 621	13 180
im laufenden Betrieb		
eingesetzte Unter-		
nehmerarbeiter	685	883
Gesamtbelegschaft	14 306	14 063

Erz

Auch auf dem Gebiet der Erze müssen wir Preis-steigerungen in Kauf nehmen. So, wie wir im Jahre 1956 höhere Preise anlegen mußten als im Jahre 1955, haben schon die ersten Verhandlungen gezeigt, daß für 1957 noch weiter erhöhte Erzpreise gezahlt werden müssen. Die Verhandlungen mit den großen schwedi-schen Erzgesellschaften, die mehr als ein Drittel unserer Auslandserzbezüge liefern, haben zu einer Preiserhöhung von 7,7 Prozent geführt. Es ist damit zu rechnen, daß alle übrigen ausländischen Erzliefe-ranten entsprechende Preiserhöhungen fordern wer-den. Hinzu kommt, daß die Seefrachten im Laufe dieses Jahres — vor allem auch infolge der politischen Vorgänge der letzten Monate — erheblich gestiegen sind. Diese Mehrkosten werden erst im kommenden Jahre ihren vollen Niederschlag finden, da im laufen-den Jahr zum Teil noch die bisherigen günstigeren Frachtverträge gelten.

Unsere Erzbestände reichen für 2½ Monate, was einer normalen Winterbevorratung entspricht. Bei der Versorgung unserer Hochöfen mit Erz müssen wir in zunehmendem Maße auf Erzvorkommen jenseits des Atlantik zurückgreifen, weil die europäischen Erz-lieferanten nicht in der Lage sind, den wegen der steigenden Roheisen- und Rohstahlerzeugung zu-nehmenden Bedarf zu decken. Da die weit entfernt:

liegenden Erzvorkommen naturgemäß mit entsprechend höherem Frachtaufwand herbeigeschafft werden müssen, führt auch diese Tatsache strukturell im Laufe der Jahre zu einer Verteuerung der Roheisen-erzeugung.

Schrott

Im abgelaufenen Geschäftsjahr haben sich unsere Schrottbestände verringert. Darin kommt zum Ausdruck, daß die in allen Ländern der Montanunion steigende Tendenz der Rohstahlerzeugung auch zu einem steigenden Schrottverbrauch führt. Das Schrottaufkommen in den Ländern der Montanunion reicht nicht mehr aus, den Bedarf zu decken. Die Länder sind auf Importe angewiesen. Es ist im abgelaufenen Geschäftsjahr gelungen, den Schrottbedarf der Länder der Montanunion durch entsprechende Importe zu decken. Auch für die Wintermonate sind bereits erhebliche Käufe in dritten Ländern abgeschlossen worden, die die durch das Inlandsaufkommen nicht gedeckte Bedarfsspitze decken werden. Trotz der Tatsache, daß auf dem Papier der Schrottbedarf für den Winter gedeckt ist, ist der Schrottmarkt in der Montanunion in den letzten Wochen in Bewegung gekommen. In den übrigen Ländern der Montanunion, mit denen uns bekanntlich der freie Markt verbindet, liegen die Preise, die die Schrottverbraucher anlegen, heute über den Preisen, zu denen wir in der Bundesrepublik vom Handel gekauft haben. Es ist nicht zu vermeiden, daß diese hohen Preise, die von unseren Nachbarländern angelegt werden, auf das Bundesgebiet ausstrahlen, was dazu führt, daß sich die Berichte darüber mehren, vom Handel würden beim Einkauf höhere Preise angelegt, als sie vereinbart worden sind.

Es ist festzustellen, daß die Kostenverteuerung, die sich auf der Rohstoffseite für das kommende Jahr abzeichnet, auf Entwicklungen auf den Weltmärkten zurückzuführen ist. Dies trifft sowohl für Erze wie auch für Schrott zu.

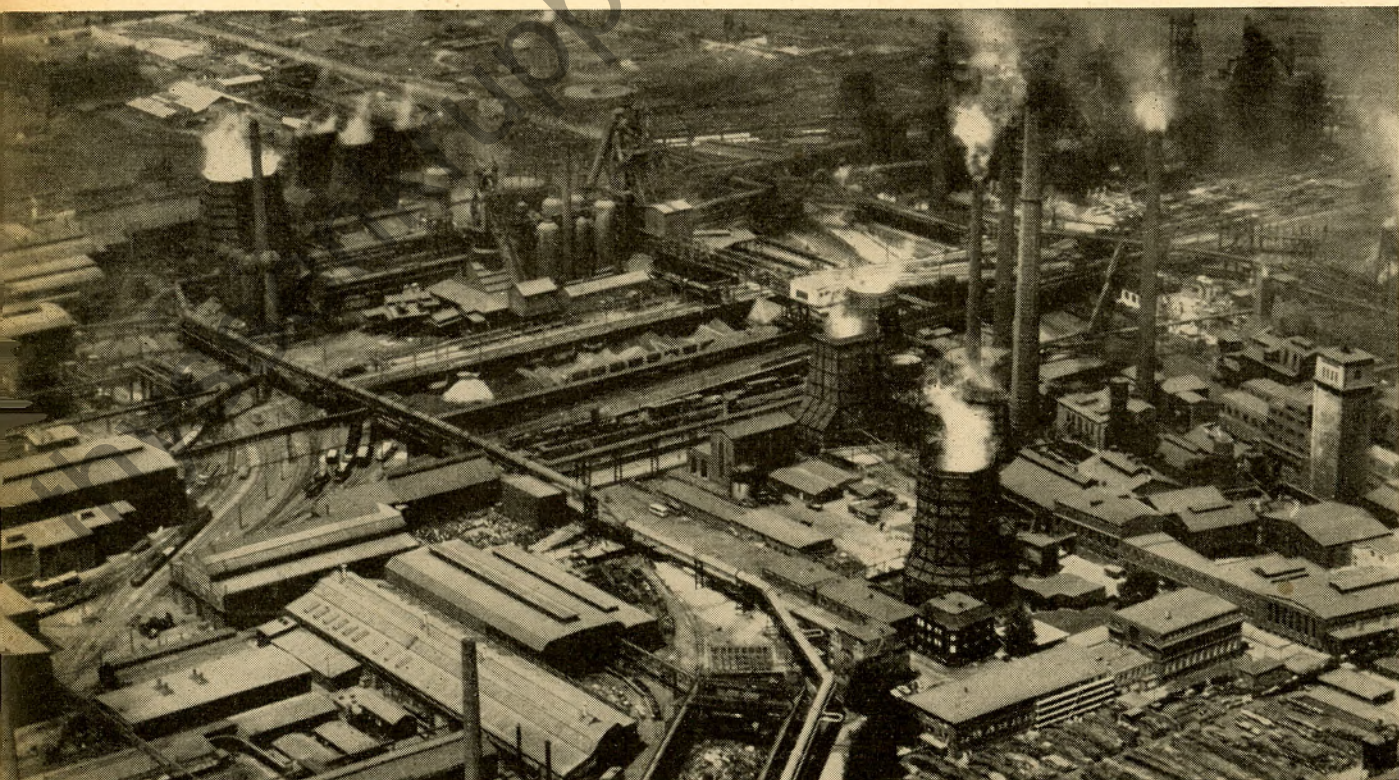
Koks

Koks in der Form des Hochofenkokes ist einer der wichtigsten „Rohstoffe“ für unsere Hütte. 1 141 372 t Hochofenkoks im Wert von rund 79 Mill. DM wurden im Geschäftsjahr 1955/56 auf unserer Hütte verbraucht. Wie kommen wir zu diesen Koksmengen, nachdem alle Welt von einem Brennstoffmangel spricht?

Zunächst die grundlegende Tatsache: Die konzern-eigenen Zechen des Hoesch-Konzerns erzeugen viel mehr Koks, als die Hütte gebraucht. Es ist ungefähr die doppelte Menge, die auf unseren Zechenkokereien ausgestoßen wird, gegenüber der Menge, die wir in unsere Hochöfen einfüllen.

Um aber die übrigen Koksverbraucher im In- und Ausland beliefern zu können, hat Hoesch/Westfalenhütte — genau wie alle übrigen montanwirtschaftlichen Unternehmungen der Bundesrepublik — sich bereit erklärt, Kohle in den Vereinigten Staaten zu kaufen, sie auf eigene Kosten über den Atlantik zu transportieren, sie in Kokereien des Kontinents verkoken zu lassen und sie dann zum innerdeutschen Preis der „Ruhrkohle“ zu überlassen. Für das zur Zeit laufende Kohlenwirtschaftsjahr, 1. April 1956 bis 31. März 1957, sind das für die Westfalenhütte etwa 200 000 t. Nachdem eine Tonne US-Kohle, bis sie hier in Europa ist, etwa 42 DM mehr kostet als deutsche Kohle, und eine Tonne Koks, aus US-Kohle hergestellt, rund 56 DM mehr kostet als deutscher Koks, kann sich jeder selbst ausrechnen, daß dies in einem Jahr für die Westfalenhütte volle 8 Millionen DM Mehrkosten bedeuten, für die wir nichts bekommen als das wohlwollende Einverständnis der deutschen Kohlenwirtschaft, aus unseren eigenen Zechen so viel Koks beziehen zu dürfen, wie wir brauchen. Solange dies ein vorübergehender Zustand von ein paar Jahren ist, sind wir dazu bereit, weil unsere eigene Hütte auch nur laufen kann, wenn die ganze Wirtschaft läuft; auf die Dauer aber wäre ein solcher Zustand untragbar.

Teilansicht unserer Hütte



Stahlbedarf wird sich verdoppeln

Die eisenschaffende Industrie der Montanunion wird sich 1975 einem Stahlbedarf gegenübersehen, der doppelt so hoch ist, wie die Rohstahlerzeugung des vergangenen Jahres. Der Gesamtenergiebedarf wird sich in der gleichen Zeitspanne um mehr als die Hälfte ausdehnen, und der Bedarf an elektrischem Strom wird sich etwa verdreifachen. Zu dieser Schätzung kommt die Hohe Behörde in ihrem zweiten Memorandum über die Bestimmung der allgemeinen Ziele für die Montanunion. Diese Bedarfssteigerung liege zwar, so führt die Hohe Behörde aus, unter den Zuwachsraten der letzten Jahre. Sie ist aber weit höher als die aus irgendeiner der früheren Zeit. Als Ursachen für diese Entwicklung nennt das Memorandum das Anwachsen der Bevölkerung, den Rückgang der Arbeitslosigkeit und die Steigerung der Produktivität. Nach den Untersuchungen der Hohen Behörde wird sich der Stahlverbrauch von 52 Mill. t (davon 7,9 Mill. t Ausfuhr) im Jahre 1955 auf 67 (8,6) Mill. t 1960, 75 bis 82 (9) Mill. t 1965 und auf 105 (9) Mill. t 1975 ausdehnen. Für den Binnenmarkt würde dies einer Zuwachsrate von 5,8 Prozent für die Zeit von 1955 bis 1960, von 2,7 bis 4,6 Prozent für die Zeit von 1960 bis 1965 und von 3,7 bis 2,8 Prozent für die Zeit von 1965 bis 1975 entsprechen. Der Gesamtsteinkohlenbedarf wird sich (in Mill. t) wie folgt entwickeln:

Kohlenbedarf:	1955	1960	1965	1975
Verkokung	107	125	138	158
Verkehr	20	16	13	9
Haushalte	39	42	44	43
Industrie	40	43	43	43
Stromerzeugung	45	60	73	86
Eigenverbrauch u.				
Verschiedenes	16	15	15	16
Ausfuhr	11	7	7	7
Insgesamt	278	308	333	362

Der spezifische Steinkohlenbedarf (das ist der Bedarf, der speziell durch Steinkohle gedeckt werden muß, also im wesentlichen der Bedarf für die Kokserzeugung und die damit verbundene Kohlechemie sowie der Zechenselbstverbrauch), der 1955 118 Mill. t betrug, wird von der Hohen Behörde für 1960 auf 132 Mill. t, für 1965 auf 143 Mill. t und für 1975 auf 169 Mill. t geschätzt. Der Gesamtkoksbedarf für die angegebenen Zeiträume wird sich von 77,1 auf 89,4, 101 und 117 Mill. t erhöhen, davon der Bedarf an Hochofenkoks allein von 39,8 auf 48,9, 58 und 71 Mill. t.

Zunächst: Steigerung der Steinkohlenförderung

Dieser Ausdehnung des Bedarfs muß zunächst durch eine Steigerung der Steinkohlenförderung begegnet werden. Die Hohe Behörde hat sich dabei zum Ziel gesetzt,

bis 1960 die Förderung im Ruhrgebiet um 25 Mill. t und an der Saar, in Lothringen, im belgischen Revier Kempenland und im Revier Aachen um 10 Mill. t zu erhöhen. Bis 1975 müßte die Ruhr eine weitere Steigerung um 30 Mill. t, davon 20 Mill. t aus neuen Schächtanlagen, erreichen. Gleichzeitig mit dem Bau neuer Schächtanlagen und dem Ausbau bestehender Schächte sei es erforderlich, die Untertagebelegschaft zunächst zu verstärken. Bereits 1955 hätten in der Montanunion 14 Mill. t Steinkohle mehr gefördert werden können, wenn 38 000 Bergleute zusätzlich unter Tage beschäftigt worden wären. Im Jahre 1956 hätte sich das Defizit an Untertagebergleuten noch auf 45 000 erhöht. Vor allem aber verlangt die Hohe Behörde eine Steigerung der Untertageleistung.

Die Ausdehnung der Stahlproduktion beurteilt die Hohe Behörde besonders skeptisch. Sie weist wieder darauf hin, daß wegen der Knappheit der notwendigen Rohstoffe (Koks, Erz und Schrott) einer willkürlichen Produktionsausweitung Grenzen gesetzt sind. Deshalb hält die Hohe Behörde die Erweiterung der Stahlkapazität über das nach Abschluß der laufenden Investitionen im Jahre 1960 vorliegende Maß hinaus nicht für wünschenswert.

Der größte Engpaß für die Stahlproduktion

liegt nach Ansicht der Hohen Behörde im Schrottaufkommen. Der Eigenanfall der Hütten werde sich kaum über den bisher geltenden Satz von 21 Prozent zuzüglich 4 Prozent der jeweiligen Stahlproduktion erhöhen. Auch aus dem Schrottanfall der Eisenverarbeitung, der bei 12 bis 13 Prozent des Stahlverbrauchs liegt, könne keine Erleichterung kommen. Auf längere Sicht gesehen, ist, wie die Hohe Behörde meint, nur das Sammelschrottaufkommen zu steigern, weil der Verschleiß der industriellen Ausrüstungen von Jahr zu Jahr zunimmt. Dagegen müßte mit einer Verringerung der Schrottimporte aus den USA gerechnet werden, weil dort mit dem Ausbau der Elektrostahlwerke und dem stärkeren Einsatz von Heißluftöfen der eigene Schrottbedarf ständig zunehme.

Unter diesen Umständen schätzt die Hohe Behörde das Gesamtschrottaufkommen der Montanunion, das 1955 bei 25,9 Mill. t lag, für 1960 auf 29,9, für 1965 auf 35,2 und für 1975 auf 75 Mill. t. Auf die zu erwartende Stahlproduktion bezogen, müßte also der Schrottanteil je Tonne Stahl von 491 kg in 1955 auf 446 kg in 1960, 429 kg in 1965 und 428 kg in 1975 reduziert werden. Das erfordere eine verstärkte Erzeugung von Roheisen als Schrottersatz. Auf längere Sicht gesehen, sei der Entwicklung technischer Verfahren besondere Aufmerksamkeit zu widmen, die es gestatten, Stahl ohne Koks aus Eisen zu gewinnen.

Stahlarbeiter mit weißem Kragen

Die moderne Technik hat nicht nur das Gesicht unserer großen Industriebetriebe ganz beträchtlich verändert, sondern teilweise auch einen ganz neuen Arbeitertyp geschaffen. Oft ist die Verwandlung dabei so stark gewesen, daß wir heute an Hand der Arbeitskleidung und des Aussehens des Arbeiters kaum noch sagen können, welchen Beruf er eigentlich ausübt.

Wer würde zum Beispiel — so schreibt W. Martin im Amerikadienst, und diese Schilderung amerikanischer Verhältnisse wird auch für uns vielleicht schon sehr bald zutreffen — heute noch ohne weiteres einen in einem modernen Werk tätigen Stahlarbeiter als solchen erkennen? In unserer überlieferten Vorstellung handelt es sich hier um jenen Typ, der, von Dämpfen, Rauch und einem unvorstellbaren Lärm umgeben, im Schweiße seines Angesichts und mit dreckverkrustetem Gesicht, schmutziger Arbeitskleidung und schwieligen Händen versucht, das glühende Eisen zu bändigen. Die Wirklichkeit von heute sieht dagegen ganz anders aus. Der moderne Stahlarbeiter hat nichts mehr von diesen Charakteristiken an sich. In sauberer Straßenkleidung, mit blanken Halbschuhen, flottem Sporthemd und fast gepflegten Händen sitzt er in seinem Glaskasten vor

einem großen Schaltbrett mit gelben, grünen, roten und andersfarbigen Kontrolllichtern und blickt, während er verschiedene Schalthebel bedient, auf verschiedene Fernsehschirme, die rings um seinen Arbeitsplatz aufgebaut sind und ihm eine Kontrolle der Arbeitsvorgänge an den einzelnen Maschinen ermöglichen.

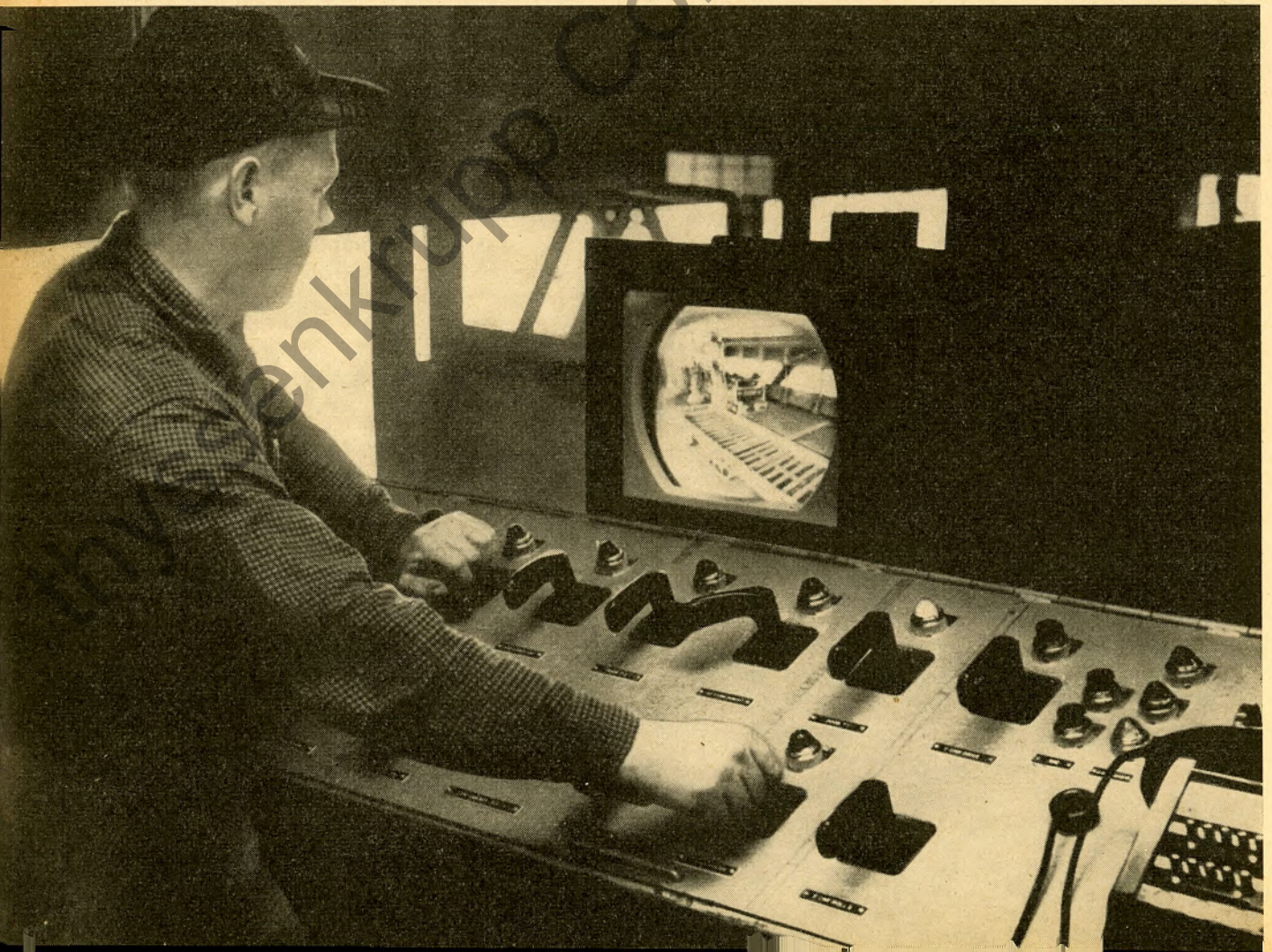
Das ist der Arbeitsplatz des Stahlarbeiters

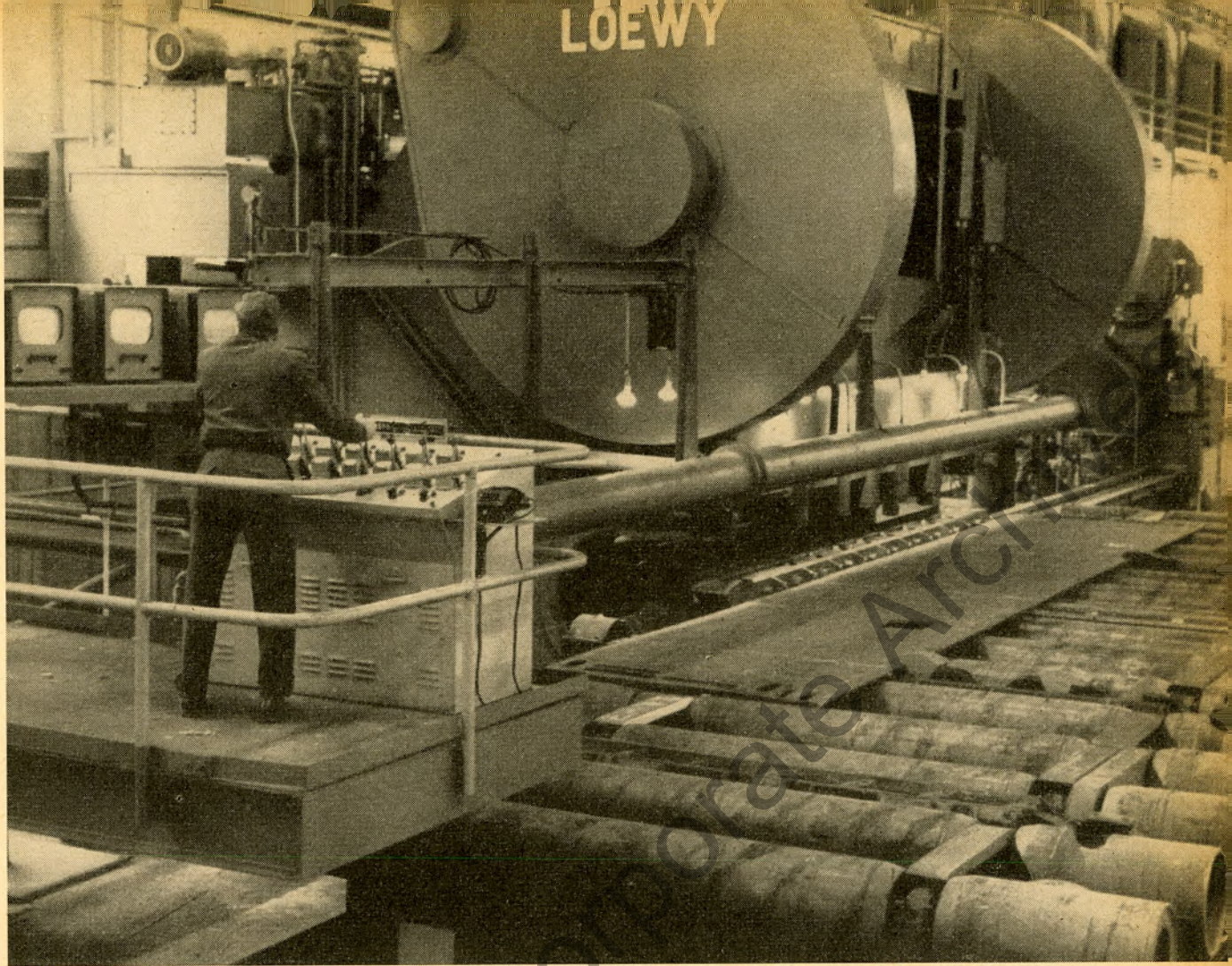
wie wir ihn in einem erst kürzlich erstellten Walzwerk der „Lukens Steel Company“ in Coateville im Staate Pennsylvanien antrafen. Die Zauberformel für die Verwandlung des Stahlarbeiters heißt auch hier „Automation“.

Dieses moderne Wunderwerk der Technik, eine vollautomatische Wärmebehandlungsstraße für legierte Stähle, die rund 180 Meter lang ist und einen Wert von 10,5 Millionen Dollar repräsentiert, wird von nur 16 Arbeitern gesteuert.

Von ihren Leitständen aus können sie an Hand der Fernsehgeräte den genauen Produktionsablauf überwachen und mittels der verschiedenen Hebel und Druckknöpfe die Tätigkeiten der einzelnen Maschinen

Fernsehpfänger und Schalthebel, das ist der moderne Arbeitsplatz im Stahlwerk. Hier werden die Tätigkeiten einer Schermaschine genau überwacht und, wenn erforderlich, von fern korrigiert





Von seinem Leitstand aus kann der Arbeiter nicht nur über die Fernsehempfänger — die drei Geräte sind links zu erkennen — sämtliche Teile des Glühofens genau kontrollieren, sondern auch die schweren Stahlplatten durch die verschiedenen Stationen der Wärmebehandlungsstraße in der jeweils erforderlichen Geschwindigkeit führen

oder Walzen auslösen, korrigieren oder aufeinander abstimmen. Die Kräfte, die sie dabei mit leichtem Fingerdruck auslösen, sind oft unvorstellbar. So werden unter anderem bis zu 16,5 Tonnen schwere Stahlplatten auf die Straße gebracht und durch die vielen Stationen geschleust, auf denen sie vergütet und mit der erforderlichen Zugfestigkeit und dem gewünschten Härtegrad versehen werden.

Durch die Einführung der neuen, automatisch arbeitenden Wärmestraße konnte nicht nur eine schnellere und billigere Produktion, sondern auch eine weitaus bessere Qualitätskontrolle erreicht werden. Nach Angaben der Werksleitung ist der Stahl, der aus der neuen Anlage kommt, bedeutend wirksamer zu kontrollieren als der, der noch in den fünf alten Glühöfen, die sich noch in einer Nebenhalle befinden, behandelt wird.

Keine Entlassung durch Automation

Obwohl die Produktion rationalisiert und verbilligt werden konnte, ist es jedoch bei der Umstellung auf die „Automation“ zu keinen Massenentlassungen gekommen. Im Gegenteil, da die Anlagen noch ausgebaut wurden, erhöhte sich der Beschäftigtenstand des Unternehmens um 6,5 Prozent.

Wenn man vor der neuen Wärmestraße steht, so muß man, obwohl die Maschinen auf vollen Touren laufen, sehr genau hinsehen, um Zeichen von Leben zu entdecken. Alles läuft wie von Geisterhand, denn die 16 Arbeiter, die die gesamten Anlagen steuern, sind in ihren Glaskästen kaum zu entdecken.

Sechs ihrer Fernsehgeräte beobachten die Wärmestraße, wobei zwei auf die Ecken der beiden Glühöfen gerichtet sind, die sonst für den Arbeiter unsichtbar bleiben. Drei weitere Kameras sind auf die Plan- und Schermaschinen eingestellt, die ebenfalls ferngesteuert werden.

Aber auch die anderen modernen Einrichtungen dieses Werkes, die sämtlich automatisch gesteuert werden, verlangen nicht nur dem technischen Laien Bewunderung ab. So zum Beispiel das neue elektrische Walzwerk, das im Rahmen des 35-Millionen-Dollar-Rationalisierungsprogramms der Firma errichtet wurde und mit einer Bandbreite von 5,23 m das größte der Vereinigten Staaten ist, oder das schwere Blechwalzwerk, die Ausschärfungs- und Flanschenmaschinen.

Der Gesamteindruck dieses Besuches: der Stahlarbeiter ist im Begriff, seinen schmutzigen Arbeitskittel auszuziehen und sich den weißen Kragen umzubinden.

Das Büro ohne Angestellte

Automation und Automatisierung dringen nicht nur in die technischen Bereiche vor. Auch in den Büros westdeutscher Großunternehmen bahnt sich eine Revolution an. Wo heute noch einige Tausend kaufmännische Angestellte in Hunderten von Büroräumen Tag für Tag Rechnungen schreiben, Zahlenkolonnen addieren und die Warenein- und -ausgänge verbuchen, wird man in wenigen Jahren mit einem Bruchteil der bisherigen Räume auskommen. Es wird dann keine Buchhaltungssäle und keine umfangreichen Rechnungsabteilungen mehr geben. Elektronengehirne werden den größten Teil der bisher üblichen Büroarbeit verrichten. Das Zeitalter des automatisierten Büros hat begonnen.

Zweihundert Unternehmer und leitende Angestellte, die auf Einladung des Rationalisierungs-Kuratoriums der deutschen Wirtschaft nach Hannover gekommen waren, saßen wie angewurzelt auf ihren Plätzen. Die Zukunftsvision, die Oberingenieur Martin soeben an die Wand des Vortragssaales gemalt hatte, übertraf alle noch so hochgeschraubten Erwartungen. Martin, Geschäftsführer einer Kölner Organisations- und Rationalisierungsgesellschaft, will den Unternehmern frühzeitig die Augen über die Entwicklung auf diesem Gebiet öffnen. Dies ist seine Warnung: „Wenn die deutsche Wirtschaft sich nicht rechtzeitig auf die neue Entwicklung einstellt, wird sie gegenüber einer fortschrittlichen Konkurrenz unweigerlich ins Hintertreffen geraten.“

Arbeitskräfte eingespart

Wie diese Konkurrenz aussehen kann, schilderte er den westdeutschen Betriebsleitern an praktischen Beispielen. Elektroneneinheiten, wie sie bereits zu Hunderten in amerikanischen Industriefirmen installiert wurden, erledigen heute die gesamte Lohnabrechnung, Fabrikationsplanung und -überwachung, die Kontokorrent-Buchhaltung und die Materialverwaltung.

In einem großen Versandhaus werden mit Hilfe eines Elektronengehirns aus einem Sortiment von 13 000 verschiedenen Artikeln täglich 100 000 Artikel bewegt. Nicht mehr als zehn Arbeitskräfte sind dazu nötig. Der Erfolg: Für die gleiche Anzahl Aufträge, die jetzt täglich bearbeitet werden, brauchte man vor dem Einsatz der Elektroneneinheit vierzehn Tage.

Spätestens in zwei Jahren wird in Amerika die erste „Lesemaschine“ betriebsfertig sein. Sie wird selbständig ablesen, was auf einem Scheck geschrieben steht. Sie wird diese Daten ohne menschliche Hilfestellung auf Lochkarten und Magnetbänder übertragen, eine Arbeit, die heute noch von Millionen Locherinnen geleistet werden muß.

Stenotypistin überflüssig

Und dann die Diktatschreibmaschine. „An diesem Projekt wird zur Zeit fieberhaft gearbeitet“, sagte Martin. Er schilderte, wie diese Maschine unmittelbar nach Beendigung des Diktats den fertiggeschriebenen Brief auf den Tisch legt. „Zwanzig Millionen Stenotypistinnen in aller Welt könnten eines Tages durch diese Maschinen überflüssig werden.“

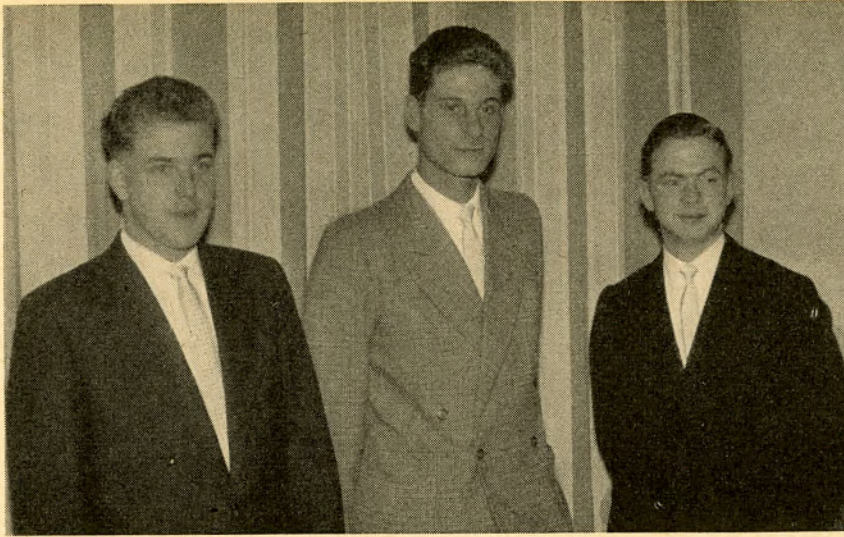
Schließlich die neueste Information. Sie grenzt ans Utopische. Eine der größten Versicherungsgesellschaften der Welt hat einen Entwicklungsauftrag für eine Elektroneneinheit erteilt, die als Kombination von Lese- und Diktatmaschine die Geschäftskorrespondenz selbsttätig liest, die Antworten von sich aus bestimmt, in Briefform kleidet und ohne menschlichen Eingriff niederschreibt.

Westdeutschland steht heute am Anfang dieser Entwicklung. Martin und sein in den USA geschulter Mitarbeiterstab sind gegenwärtig dabei, die ersten Elektronengehirne in westdeutschen Betrieben zu installieren. Als Beispiel zitiert er die Automatisierung der Rechnungsschreibung eines großen Werkes. 750 Personen sind dort zur Zeit noch damit beschäftigt, täglich 5000 Rechnungen auszuschreiben und hinauszuschicken. In knapp einem Jahr wird eine Elektroneneinheit die gesamte Arbeit in dreieinhalb Stunden leisten, und statt 750 werden dann nur noch 100 Arbeitskräfte zur Planung und Überwachung notwendig sein.

Automatisiertes Lohnbüro

Gleichzeitig wird die Lohnabrechnung dieses Betriebes automatisiert. Im Lohnbüro, wo heute 70 Personen arbeiten, werden künftig nur noch sechs Schreibtische stehen. Innerhalb von fünf Stunden wird das Elektronengehirn dann 20 000 fertig berechnete Lohnstreifen ausspucken. „Im Prinzip lassen sich alle jene Büroarbeiten automatisieren, die sich ständig wiederholen und in großer Zahl anfallen“, erläutert Martin.

Das Büro der Zukunft sieht Martin so: In den Verwaltungsbüros wird es keine Routinearbeit mehr geben. Der Büroangestellte alten Stils wird verschwinden. An seine Stelle tritt der kaufmännische Angestellte, der nur noch schöpferische Aufgaben erfüllen wird. Er wird Zeit zum Denken haben, er wird planen, beraten und verhandeln. Denn eines wird es nicht geben: Ein Elektronengehirn wird niemals auf die schöpferische Leistung des Menschen verzichten können. Elektroneneinheiten sind „Hochgeschwindigkeits-Trottel“, sie leisten nur das, was ihnen der Mensch als Programm in Gestalt von Lochkarten oder Magnetbändern eingibt, dozierte Ingenieur Martin in Hannover.



Sie haben die Prüfung
mit „sehr gut“ bestanden

Sie gehen in die Betriebe

An der diesjährigen Herbst-Facharbeiterprüfung nahmen 39 gewerbliche Lehrlinge unseres Hüttenvereins teil.

Es bestanden die Prüfung:

- 3 Prüflinge mit sehr gut
- 12 Prüflinge mit gut
- 17 Prüflinge mit befriedigend
- 5 Prüflinge mit ausreichend
- 2 Prüflinge haben nicht bestanden

Mit sehr gut bestanden die Betriebschlosser: Georg Bachmann, Ottokar Sachs und Werner Viehmeister.

Mit gut bestanden die Betriebsschlosser: Heinz Fuchs, Gerhard Mier, Friedrich Rutkowski, Hans-Peter Wiendahl; die Maschinenschlosser: Horst Gollnick, Rolf Krumrey, Werner Schröter; die Werkzeugmacher: Peter Mohnhoff, Günter Seiffert; die Starkstromelektriker: Werner Briest, Manfred Wiesing; der techn. Zeichner: Zewede Mulatu. Wir wünschen unseren neuen Facharbeitern für ihren fernereren Lebensweg alles Gute und viel Erfolg.



Ein Gang durch unsere Bücherei

Jugendbücherei



Am 24. November war es endlich soweit: wir konnten die neue Jugendbücherei einweihen. Das haben wir dann auch mit viel Freude und Fröhlichkeit getan, um damit diesem Raum für seine Bestimmung auch die rechte Einstimmung zu geben. Alle Mitarbeiter des Hauses aus Werksfürsorge, Nähstube, Buchbinderei und Bücherei waren an der Feier beteiligt, als Gäste dazugebeten: der Vorstand, die Büchereiausschußmitglieder und die am Bau besonders Beteiligten. Galt es doch, den Schlußpunkt hinter eine lange und mühselige Bauzeit zu setzen. Um 11 Uhr erwarteten wir unsere Gäste, die vom Erdgeschoß bis unter das Dach geführt wurden. Auf dem Weg konnte sich jeder davon überzeugen, daß die für den Umbau aufgewendeten Mittel ihren Zweck erfüllen. Wir laden Sie jetzt alle ein, uns — in Gedanken — auf dem Rundgang durch das Haus zu begleiten.

Vom Lesesaal zur Auskunftsecke

Im Leseraum empfangen wir unsere Besucher. Auf den ersten Blick, hier ist alles beim alten geblieben. Und doch hat sich hier manches verändert. Die Kinder werden nicht mehr unter den Benutzern sein, sie haben ihr eigenes Reich ein Stockwerk höher und werden „unten“ niemanden mehr durch betontes Flüstern, unterdrücktes Kichern oder ein lautes „Guten Tag“ stören.

Mit den Kinderbüchern sind auch die bei jung und alt gleichermaßen beliebten Fische nach oben umgezogen. Ihren Platz hat jetzt ein Leuchtglobus mit einem neuen Atlas eingenommen.

Globus und Atlas sind gleichsam ein Symbol für eine neue Aufgabe des Leseraumes. Wir wollen Hilfe leisten für Ausflüge in die nahe und die ferne Welt. Kursbuch, Stadt-

pläne der Ruhrgebietsstädte, besonders schöne Prospekte aus dem heimatischen Raum, Theaterpläne und Veranstaltungskalender von der ganzen Umgebung (vereinigt im Rhein-Ruhr-Kompaß), außerdem Vorlesungsverzeichnisse der benachbarten Hochschulen und Universitäten unterrichten von dem lebendigen Geschehen im ganzen Nordrhein-Westfalen. Mit den früher schon vorhandenen Reiseführern und schönen Bildbänden soll hier eine der Zeit gerecht werdende Auskunftsecke entstehen, die laufend mit Nachschlagewerken, wie Adreßbüchern u. a., weiterausgebaut wird. Dies zur neuen Aufgabe und unserm Willen, jetzt wieder allen Erwachsenen den Leseraum zu „ihrem“ Reich zu machen, in dem sie Zeitungen und Zeitschriften in Ruhe lesen können, wo vielseitige Nachschlagewerke Wissenslücken füllen helfen und wesentliche Werke aus allen Wissensgebieten und den bildenden Künsten auf interessierte Benutzer warten.

In der Bücherei

Vom Leseraum aus gehen wir nur kurz durch die Werkbücherei, denn auch hier hat sich rein äußerlich nichts geändert. Aber mit Kleinigkeiten versuchen wir, unsern Lesern das Lesen noch anregender und das Aussehen der Bücher gepflegter zu machen. Langsam stellen wir uns vom Spritzen der Bücher (Lacküberzug zum Schonen) auf das Einschlagen in Folie um. Nicht mehr neu, aber immerhin beachtenswert finden wir, daß wir unsern Lesern wie in früheren Zeiten Papier zum Einschlagen der entliehenen Bücher bereitlegen. Wir wünschen uns dringend, daß jeder von dieser Möglichkeit unaufgefordert Gebrauch macht. Bisher fristet das Einschlagpapier ein ziemlich unbeachtetes Dasein.

Mehr Glück, d.h. auch entsprechende Beachtung, wünschen wir den neuerdings ausgelegten Auswahllisten aus unserm Buchbestand. Den Anfang macht eine Zusammenstellung aus Neuanschaffungen zum Thema „Der Nahe Osten“. Jedem, der sich dafür interessiert, steht diese Liste zur Verfügung.

Außer diesen papiernen Neuigkeiten haben wir in der Werkbücherei eine Reihe neuer Mitarbeiter vorzustellen, die gleich den ausgeschiedenen bestrebt sind, alle Wünsche unserer Leser zu erfüllen. Wenn das hier und da nicht so flott gehen sollte, bitten wir um etwas Verständnis. Die allen jahrelang bekannten Mitarbeiterinnen haben beinahe alle zugleich geheiratet und streben der eigenen Häuslichkeit zu, so bleibt kaum jemand, der wie sie unsern Buchbestand kennt. Alle neuen Kräfte werden nach einer Übergangszeit genauso unterrichtet sein.

Aber besinnen wir uns wieder auf unsern Rundgang. Wenn wir die Werkbücherei durch den rückwärtigen Ausgang verlassen, empfängt uns endgültig das Neue: Treppen aus Stein statt aus Holz — ein formschönes einfaches Gelände statt des alten verschnörkelten —, Wände in farbiger Ganzplastik, geschmückt mit Bildern aus dem alten Ägypten, statt der früheren Wände in Binderfarbe und Olsockel. Die Bilder sind in Wechselrahmen untergebracht. Jetzt, da Ägypten im Brennpunkt des Weltgeschehens steht, schien es uns angebracht, neben der dem Geschehen gerecht werdenden Liste „Der Nahe Osten“ auf die alte Kultur der Ägypter hinzuweisen. Später einmal werden wir dem Beschauer Bilder aus anderen Zeiträumen und Kulturen bieten.

Die technische Bücherei

Sind wir dann im ersten Obergeschoß gelandet, liegt linker Hand die technische Bücherei. Der wertvolle Bestand

wissenschaftlicher Bücher ist seit einigen Monaten in einer verschlossenen Anlage — Kompaktus nennt sie sich — untergebracht. Für jeden Besucher ist es zunächst verwunderlich, daß er in einem Raum, der ihm ein Gesicht wie mehrfach aneinandergereihte Kühlschränke entgegenbringt, Bücher empfangen soll. Und doch: ein Druck auf den Knopf, ein leichtes Führen des Hebels öffnet einen Gang an der jeweils gewünschten Stelle, und schon finden wir uns zwischen Bücherregalen wie gewohnt. In unserer nicht ganz staubfreien Gegend begrüßen wir besonders diese Anlage, die außerdem sehr raumsparend ist. Und die Mitarbeiterinnen freuen sich, daß sie nach der früheren ungünstigen Unterbringung außer dem sauberen hellen Magazin einen hübschen, zweckmäßig ausgestatteten Arbeitsraum erhalten haben.

Archiv und Buchbinderei

An der gegenüberliegenden Jugendbücherei gehen wir erst einmal schnell vorbei, um später endgültig dort zu landen. Wir steigen ins zweite Obergeschoß hinauf. Beim Vorübergehen werfen wir einen Blick ins Archiv mit den einstweilen noch bescheidenen Archivalien und den Möglichkeiten, die wertvollsten davon im Bedarfsfall zu vervielfältigen. Dann sind wir oben in unserer Buchbinderei. Statt zwei kleinerer stehen unseren Mitarbeitern jetzt drei helle, luftige Räume mit eigenen sanitären Anlagen einschließlich eines Brausebades zur Verfügung. In der Werkstatt fällt sofort der große halbautomatische

Jugendbücherei





Schnellschneider ins Auge, der zum Ausüben des schönen Handwerks ebenso notwendig ist wie die Pappschere und sonstige maschinelle Hilfen. Immerhin ist der Schnellschneider unter unseren Maschinen die wichtigste und neueste, die mit gebührendem Besitzerstolz immer wieder betrachtet und gern vorgeführt wird. Sie hilft, die vielfältigen, mit Sorgfalt und großer Fachkenntnis ausgeführten Arbeiten unserer Buchbinderei noch schneller und besser zu lösen.

Die Jugendbücherei

Jetzt geht es noch einmal treppab zu unserm Kleinod, der Jugendbücherei. Im kleinen Vorraum hängen als Leihgabe an Wäshedrähten mit bunten Klammern Kinderzeichnungen, die uns auf unsern Wunsch die Borsig-

Bild oben und unten: Jugendbücherei

Hoesch- und Oesterholz-Schule im Zeichenunterricht, vorwiegend zum Thema Jugend und Buch, arbeiten ließen. Es lohnt sich, anzuschauen, wie sich die einzelnen Kinder mit der Aufgabe auseinandersetzen. Jedenfalls sind wir Schulen und Kindern sehr dankbar, daß sie auf unsere Anregung eingingen. Wer aber beschreibt unsere Freude, als am Morgen der Eröffnung vier Mädchen der Klasse VIIIb der Borsigschule erschienen und uns einen bunten, selbstgearbeiteten Wandteppich überreichten! Dieser leuchtendbunte Teppich, genannt „Freunde der Biene Maja“, schmückt ganz prächtig das Stück Wand, das noch leer in den Raum schaute. Die Überraschung durch die Kinder war vollkommen gelungen, und es gibt nichts, über das wir uns mehr hätten freuen können. Seit wir vier Jahre Gast der Borsigschule waren, haben wir zu ihr wie zu den beiden anderen Schulen — Lehrern wie Kindern — ein freundschaftliches Verhältnis, das jetzt durch das schöne Geschenk seinen sichtbaren Ausdruck findet.

Die Kinder können selbst aussuchen

Was sonst an Wandfläche in unserer Jugendbücherei vorhanden ist, wurde restlos ausgefüllt mit Büchergestellen und Schauschränken. Natürlich hat auch das Aquarium ein schönes Plätzchen gefunden. Nette Tischchen im Raum laden zum Bleiben ein. Die Kinder können selbst unter den vielen Büchern wählen, was sie lesen möchten. Eine übersichtliche Einteilung und ein Katalog erleichtern das Finden. An vier Wochentagen — Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag — haben die Kinder von 14 bis 18 Uhr Zeit, sich nach Herzenslust dem Schmökern hinzugeben und eins der Bücher dann zum Lesen mit nach Haus zu nehmen. Wer ernsthaft arbeiten will, kann sich aus Nachschlagewerken und Sachbüchern belehren lassen. Bei den bisherigen Ausleihen zweimal wöchentlich haben





K. O. Buchner gibt Autogramme

wir im Monat Oktober 1956 an Kinder 1893 Bücher ausgeliehen, in Kirchderne außerdem 575. Das sind insgesamt 2414 Bücher allein an Kinder, d. h. ein Drittel unserer Gesamtausleihe. Das junge Völkchen ist sehr aufgeschlossen, wir hoffen, mit dieser neuen Form der Ausleihe das Lesen weiter zu fördern und auf diese Weise noch wirksamer gegen unerwünschtes Schrifttum anzugehen.

Veranstaltungen

Der ausleihfreie Mittwoch ist Veranstaltungen vorbehalten, für Erwachsene wie für Kinder. Für die Erwachsenen sind literarische und allgemeinbildende Vorträge vorgesehen. Schon jetzt können wir die erste Veranstaltung dieser Art, zu der wir an anderer Stelle noch einmal einladen, bekanntgeben.

Am Mittwoch, dem 2. Januar 1957, hält um 17 Uhr Dr. Paul Roßnagel von der Kepler-Sternwarte in Wildbad einen Lichtbildervortrag über das Thema „Ein Blick durch das größte Fernrohr der Welt“ und zeigt dazu herrliche Originalaufnahmen aus der Riesensternwarte Mount Palomar. Anfang des Jahres folgt dann eine heitere literarische Veranstaltung. Einzelheiten, auch über alle weiteren Pläne, werden rechtzeitig angekündigt.

Im übrigen spielen wir in dem neuen Raum für die Kinder Kasperle, lassen Filme laufen oder nehmen am Fernsehen bei wesentlichen Sendungen teil. Eigentlich sollte die festliche Eröffnung für die Kinder der Jugenddichter Kurt Oskar Buchner übernehmen. Leider aber war der Raum im Oktober noch nicht fertig. Wir haben deshalb K. O. Buchner, der gerade in Dortmund war, gebeten, zu den Leserkindern in unserer Kirchderner Zweigstelle zu kommen. Der Leiter der Schule, Rektor Quadfasel, hatte die Eingangshalle seiner Schule zur Verfügung gestellt. Zu dem Vergnügen über den vorverlegten Schulschluß kam

dann das große Vergnügen an der Lesung. Kurt Oskar Buchner verstand es großartig, die Kinder mit Ausschnitten aus seinem beliebtesten Buch „Der abenteuerliche Wohnwagen“ und aus andern Werken zu fesseln. Nachher mußte er in Bücher und auf kleine und große Zettel, schnell aus Schulheften herausgerissen, ungezählte Autogramme geben. Daß im Handumdrehen seine Bücher in der anschließenden Leihstunde ausgegeben waren und die Nachzügler unter den jungen Lesern von den glücklicheren Empfängern mit einer entsprechenden Bewegung und „Du bist wohl ...“ bedacht wurden, sei am Rande vermerkt. Büchereiausschußmitglieder nahmen auch an der Lesung teil. Sie wie wir können nur wünschen, daß unsere Leserkinder in der neuerstandenen Jugendbücherei bald Gelegenheit haben, ähnlich frohe Stunden zu erleben.

Die Direktoren und Mitglieder des Bücherei-Ausschusses bei der Besichtigung





Journalisten tagten bei uns

Die diesjährige Bundeskonferenz der Berufsgruppe der Journalisten in der IG Druck und Papier fand unter Teilnahme von Delegierten aus allen Landesbezirken Westdeutschlands und Westberlins vom 15. bis 17. Oktober im Sportheim der Westfalenhütte statt.

Bei einem Empfangsabend im Festsaal der Westfalenhütte begrüßte der 2. Vorsitzende Johannes Hoischen in seiner Ansprache neben den Delegierten und zahlreichen Journalisten zahlreiche Vertreter staatlicher und kommunaler Behörden, Gewerkschafter und Unternehmensvertreter — unter ihnen den beauftragten Vertreter des Bundesvorstandes des DGB, Abteilungsleiter Schlobben, den stellvertretenden Vorsitzenden des DGB-Landesbezirks NRW, Peter Claassen, den Vorsitzenden der IG Druck und Papier, Hein Hansen, den Geschäftsführer des Sozialausschusses der Wirtschaftsvereinigung Stahl und

Eisen, Kurt Doese, und die Direktoren Dr. Harald Koch, Alfred Berndsen und Otto Hofmann aus dem Hoesch-Bereich.

Innenminister Hubert Biernath führte in seinem Referat „Staat und Presse“ u. a. aus:

Das Verhältnis zwischen Staat und Presse

ist heute äußerlich geprägt durch das Grundrecht der Pressefreiheit. Die Pressefreiheit hat zwar zu einer äußerlichen Flurbereinigung des Verhältnisses Staat/Presse geführt. Dennoch ist eine große Anzahl von Einzelfragen dieser Beziehung — sowohl grundlegenden der Art wie im einzelnen — vorhanden, die zum Teil nach dieser Flurbereinigung erst sichtbar geworden sind und das heutige Verhältnis beider prägen.

Das Verhältnis der Presse zum Staat gewinnt gegenüber ihrer Beziehung zum Leser immer mehr an Gewicht. Gewiß handelt es sich um eine doppelseitige Beziehung, in die die Presse gestellt ist. Sie muß den einzelnen ebenso im Auge behalten wie die Gemeinschaft. Die doppelte Verpflichtung, die aus einer solchen Stellung folgt, verlangt sicherlich auch eine doppelte Verantwortung: die Verantwortung dem Staat gegenüber wie die Verantwortung dem Bürger gegenüber. Dennoch ist die Beziehung und Verantwortung der Presse zum Staat aus diesem Blickpunkt von ungleich größerer Wichtigkeit. Beide, Beziehung und Verantwortung, sind jedoch mit dem Stichwort Freiheit — so wichtig und bedeutsam es ist — allein heute nicht mehr zu umschreiben. Es gehört zu den beliebtesten geistigen Fehlhaltungen unserer Tage, das Verhältnis des einzelnen oder einer Sondergewalt — wie etwa der Presse zum Staat — lediglich unter dem Gesichtspunkt der Frei-

2. Vorsitzender Hoischen, Innenminister Biernath, Oberbürgermeister Keuning



heit vom Staat zu sehen. Demokratische Freiheit kann nicht eine Freiheit von etwas sein, sie ist eine Freiheit zu etwas.

Demokratie — die gefährdetste Staatsform

Die Staatsform der Demokratie ist von Anbeginn an gerade von den großen Staatsdenkern, die sich zum ersten Male analysiert haben, als die gefährdetste Staatsform schlechthin bezeichnet worden. Diese Gefährdung beruht ganz einfach darin, daß die Demokratie als Institution wenige — im Grunde genommen sogar gar keine — faktischen, staatlichen Sicherungsmomente in sich trägt. Monarchie und Aristokratie verfügen aus ihrer Institution kraft ihrer soziologischen Struktur über gewisse faktische Voraussetzungen. Die Demokratie aber besitzt und schützt nichts an äußeren Fakten, sondern nur die Gewißheit, daß sie als demokratische Gesinnung in der überwältigenden Mehrzahl der Staatsbürger geistig und moralisch gegenwärtig ist. Das bedeutet also, daß die Demokratie immer dann — dann aber auch sofort krisenhaft — bedroht ist, wenn die Menschen eines demokratischen Gemeinwesens nicht bereit oder nicht fähig sind, ein besonders hohes Maß an politischer Erkenntnisfähigkeit und Erkenntnisbereitschaft mit dem entschlossenen Willen zu verbinden, diese politischen Erkenntnisse zur Grundlage ihres persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens zu machen. Erhält unter diesem Gesichtspunkt die schon fast zum Gemeinplatz gewordene These, daß die Demokratie von den Demokraten abhängig ist, eine unabweisbare innere Rechtfertigung, so richtet sich diese Erkenntnis mit besonderem Gewicht auf die im demokratischen Gemeinschaftsgefüge wirkenden Gewalten, damit aber auch auf die Presse. Demokratie verlangt neben Freiheit in gleicher Weise Bindungsbereitschaft; das gilt vor allem auch für das Wirken der Presse kraft ihrer zentralen Stellung im Staat.

Staatspolitische Sachkunde

Hier steht die Forderung nach einer echten, fundierten Sachkenntnis dessen, der im demokratischen Staat das Recht für sich in Anspruch nimmt, über die Presse in die öffentliche Meinungsbildung hineinzuwirken. Hier geht es nicht nur darum, zu verhindern, daß sich geistige Halbbildung berechtigt glaubt, alle Erscheinungen des sozialen, geistigen und politischen Lebens zu prüfen und zu wählen. Es geht um mehr, nämlich darum, daß der Mann der Presse eine umfassende allgemeine und insbesondere auch staatspolitische Sachkunde mitbringt. Nur sie kann ihn dazu befähigen, die komplexesten Erscheinungen des heutigen politischen Lebens objektiv zu analysieren, um seinen Lesern gutes Material für die Beurteilung und Bewältigung der politischen Zeitfragen an die Hand zu geben.

Allgemeine und staatspolitische Sachkunde muß bei dem Mann der Presse darüber hinaus gepaart sein mit echter demokratischer Gesinnung, das heißt mit der Bereitschaft, sich selbst in seinem eigenen, der Öffentlichkeit verpflichteten Wirken als Glied eines solchen Gemeinwesens zu fühlen, um die ethischen und politischen Fundamente, auf denen unsere rechtsstaatliche Demokratie beruht, ohne jede Einschränkung zu bejahen und zu verteidigen.

Die Aufgabe des Publizisten

im demokratischen Staate ist — darauf hinzuweisen scheint mir von besonderer Wichtigkeit — in ihrer Art, in ihrem Gewicht und in ihrer Auswirkung nicht weniger bedeutsam als die Arbeit des Volksvertreters. Abgeordnete, Publizisten und Parlamentarier müssen daher, was ihre Persönlichkeit, ihre Sachkunde, ihre demokratische Gesinnung angeht, aus einem Guß sein.

Die Presse ist heute ein Stück staatlicher Verfassungseinrichtung. Sie erhält damit über ihre engen publizistischen Aufgaben hinaus eine besondere Mitverantwortung für den Staat und seine Bürger. Hier hat sie eine echte Mittlerfunktion mit dem Ziel der Verbesserung der Harmonie und der Mitbereitung eines guten allgemeinen staatlichen Klimas.

Demgegenüber erscheint die Frage, ob das Verhältnis Staat/Presse durch ein Gesetz geregelt werden soll, zweitrangig, aber auch nicht ungefährlich, da es außerordentlich schwierig ist, ein solches Verhältnis zunächst in verantwortungsbewußter Freiheit zu gestalten.

Umfassender Pressefreiheit muß umfassender Ehrenschutz des Staatsbürgers gegenüberstehen.

Auch die innere Freiheit der Presse vom Staat und anderen Sozialgewalten muß gesichert werden. Der Staat darf sich die Presse nicht „hinten herum“ durch ökonomische Druckmittel gefügig machen. Gleiches gilt für die Interessenverbände.

Eine den Staat mittragende freie Presse kann nur von freien, von wirtschaftlichen Sorgen unbelasteten Mitarbeitern gestaltet werden.

Berufsausbildung — Berufsnachwuchs

und andere Fragen wurden in der zweitägigen Arbeitstagung behandelt. Neben ihnen standen organisatorische und vor allem tarifpolitische Probleme im Vordergrund. Es wurden einige Richtlinien erarbeitet, in welcher Form und auf welchen Wegen die anstehende Arbeit durchgeführt werden soll.

Der bestätigte Berufsgruppenvorstand besteht aus Chefredakteur i. R. August Enderle (Köln), Redakteur Johannes Hoischen (Dortmund) und Redakteur Wilhelm Hanke (Bielefeld).





Belgische Wirtschaftler besuchten Lehrwerkstatt

Acht Vertreter der belgischen Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie führten auf Einladung der deutschen Wirtschaftsvereinigung eine Besichtigungsfahrt durch zur Informierung über den Stand der Ausbildungsmaßnahmen für Lehrlinge. In unserer Lehrwerkstatt besichtigten sie eingehend den Ausbildungsbetrieb, die Aus-

bildungseinrichtungen und die Zwischenprüfungsarbeiten. Es wurde anerkannt, daß unsere Lehrlinge nicht nur mit Lehr- und Zwischenprüfungsarbeiten beschäftigt werden, sondern daß der überwiegende Teil aller Arbeiten aus der Anfertigung von brauchbaren Werkstücken besteht, deren Auftraggeber die Betriebsabteilungen unserer Hütte sind.

Sozialversicherungsbeiträge prüfen

Im Hinblick auf die beabsichtigte Neuregelung der Rentenleistungen und das Herannahen des Jahresendes besteht für alle Selbstversicherten und freiwillig Weiterversicherten Veranlassung, darauf zu achten, daß die Anwartschaft nicht gefährdet ist und die oft unter Aufwendung erheblicher Mittel entrichteten Beiträge der vorgeschriebenen Höhe entsprechen. Zur Erhaltung der Anwartschaft müssen jährlich mindestens sechs Monatsbeiträge oder entsprechende Ersatzzeiten nachgewiesen werden. Die Ansicht vieler freiwillig Versicherter, daß Beiträge in beliebiger Höhe entrichtet werden dürfen, ist irrig.

Dieser Personenkreis hat vielmehr Beiträge in der dem jeweiligen Gesamteinkommen entsprechenden Beitragsklasse, mindestens aber in der Beitragsklasse II zu leisten. Zu dem Einkommen rechnen neben den Einkünften aus abhängiger oder selbständiger Tätigkeit Erträge aus Gewerbebetrieb sowie aus Land- und Forstwirtschaft, ferner Zinsen aus Kapitalvermögen, Dividenden, Provisionen und andere Bezüge. Nicht anzurechnen sind dagegen Bezüge, die wegen Bedürftigkeit oder als Ausgleich für eine Sonderbelastung gewährt werden. Maßgebend ist also das Einkommen in wirtschaftlichem Sinne. In der Beitragsklasse II ist jedoch die Entrichtung von Beiträgen nur zulässig, wenn der Versicherte über kein eigenes Einkommen verfügt, oder wenn das Einkommen monatlich 50 DM oder wöchentlich 12 DM nicht übersteigt, während in der Beitragsklasse I der Invalidenversicherung nur eine bereits vor 1937 begonnene Weiterversicherung fortgesetzt werden kann, solange das Einkommen wöchentlich 6 DM nicht übersteigt. Über die Festsetzung der einzelnen Einkommensgruppen sowie die Höhe der Beiträge in den einzelnen Beitragsklassen geben u. a. alle Postanstalten Auskunft. Übersteigt das monatliche Einkommen 625 DM oder das wöchentliche Einkommen 144 DM, so sind stets Marken der Beitragsklasse XI zum Preise von 17,60 DM zu verwenden.

Beiträge, die in einer zu niedrigen Beitragsklasse entrichtet wurden, sind rechtsunwirksam, d. h. sie gelten weder für

die Erfüllung der Wartezeit noch für die Aufrechterhaltung der Anwartschaft, solange sie nicht berichtigt worden sind. Dagegen ist die Verwendung von Marken einer höheren Beitragsklasse grundsätzlich gestattet. Es ist aber nicht zulässig, Marken einer höheren Beitragsklasse in mehrere Marken einer niedrigeren Beitragsklasse aufzuteilen, um auf diese Weise die für die Aufrechterhaltung der Anwartschaft erforderliche Mindestzahl von Marken zu erreichen.

Wenn auch grundsätzlich freiwillig Versicherten gestattet ist, Beiträge noch innerhalb von zwei Jahren nach Ablauf des Jahres, für das sie gelten sollen, nachzuentrichten, so muß doch dringend davon abgeraten werden, sich auf diese Möglichkeit zu verlassen; denn nach den gesetzlichen Bestimmungen dürfen Marken nach Eintritt des Versicherungsfalles (Invalidität, Berufsunfähigkeit oder Tod) nicht mehr geklebt werden. Dagegen sind für das Jahr, in dem der Versicherungsfall eintritt, für die Erhaltung der Anwartschaft keine Beiträge erforderlich. Es genügt also stets, wenn die für das laufende Jahr fälligen Marken am 31. Dezember geklebt werden.

Jeder freiwillig Versicherte sollte daher vor Jahresschluß seine Versicherungskarte überprüfen und etwaige Markenzulücken aus den Jahren 1956, 1955 und 1954 schließen. Es besteht nämlich keine Möglichkeit, für das Jahr 1954 fehlende Marken zu einem späteren Zeitpunkt zu entrichten, da die Marken den Aufdruck des Kaufjahres tragen, so daß jederzeit festgestellt werden kann, ob die zulässige Nachfrist bei der Regulierung nicht bereits überschritten wurde. Am 1. April 1955 wurden die Preise für die Marken um rund zehn Prozent erhöht. Marken mit den früheren Preisen können auch jetzt noch zur Schließung von Beitragslücken aus dem Jahre 1954 und dem ersten Quartal 1955 verwendet werden. Wer Marken für diese Zeit kaufen will, sollte aber stets sogenannte alte Marken verlangen und an Ort und Stelle eine Nachprüfung vornehmen.

Mann im Schienenwalzwerk

Gern hab ich Nachtschicht. Nachts ist alles weit.
Wenn dämmernd mondbetaute Einsamkeit
der Halle Fensterwände schummrig malt.

Wenn schwer der heiße Block heranrollt, rot umstrahlt,
und brausendes Geknatter Funken sprüht,
grell Zauberlicht um Bogenlampen blüht,
spritzt brüllend Glut, wenn im Motorentakt
des Kranes Greifwerk den Gefesselten packt
und ihn gelassen in die rollenden Rachen
der starren, klobigen Kolosse zwingt,
in denen er, knatternd, durch den Schlund der Drachen
in immer engere Rillen eingedrängt,
sich reckt und streckt und dehnt und schuppig sirrt,
fortlaufend, schlangengleich, noch glüh, erstarrt,
metallisch klingt und glatter wird und hart,
zu einem Stahlstrich, einem mächtigen Span,
zu einer Schiene für die Eisenbahn.

Du meiner Arbeit lebenslange Weise.
Wie viele Meilen neugeborener Gleise
hab ich, gewalzt und langgereckt gebogen,
mit meiner Zange hinter mir gezogen.
Oft träumt ich, ich säß selber im Expresß,
im fremden Lande, fremd in dunkler Nacht.
Wie manche Fahrt hab ich mir ausgedacht
auf meinen Schienen, die ich transportierte,
vom Erz, vom Block ins Ungewisse führte.
Wie oft hab ich die Werte überschlagen,
die täglich rollen auf den Güterwagen.
Manch Erdenwunder hab ich so gesehn
vor meinen inneren Augen auferstehn.

Ich denk daran, wie im geheimen Fluß
dies alles so geschehn und werden muß.
Wie stark, wie schicksalsdunkel, immerzu
es über mich hinweg im steten Drehe
jahraus, jahrein vorbei, vorüberflieht.
Des Eisens Schrei ist meines Lebens Lied.
Mein Werkzeug ist die schwere Doppelzange.
Wie heute Schicht ist, fängt es morgen an.
Die glühe Schlange stößt, ich lauf voran.
Die Latschen rauchen, nasse Handschuh dampfen,
der Adjustase Reckgestelle stampfen.
Es schmettert rings um mich in den Maschinen.
Grell an die Mauern schlägt elektrisch Licht.
Vom Wagen wied'rum Blockglut hell aufbricht.
Fort schleppt der Laufkran Schienen, Schienen, Schienen.

Zur Mitternachtspause steh ich gern allein
im Freien draußen unter'm weiten Himmel.
Die Sterne seh ich dann, den Mondenschein.
Bei Nacht des Ruhrlands endlos Lichtgewimmel
Mein Rücken lehnet sich an den Kamin,
der strebt steilhoch, ich lehne mich an ihn.
Er ist der Schlot des Walzwerks, breit gemauert,
der, eisenfest, Jahrhunderte überdauert.
Er ist der große Knecht der Zeit, der Qualmgigant.
Sein Rauch flaggt weit, weit über das deutsche Land.

Otto Wohlgemuth

H. Kalisch





Versammlung unserer Schwerbeschädigten

Zu Beginn der Versammlung unserer Schwerbeschädigten, die im vollbesetzten Festsaal unserer Hütte stattfand und vom Obmann Heinz Stang geleitet wurde, erhoben sich die Versammelten zu Ehren der Opfer der Weltkriege und der Arbeit, der jüngst verstorbenen schwerbeschädigten Ka-

meraden und der Opfer in Ungarn und Ägypten von ihren Plätzen. Bundestagsabgeordneter Hugo Rasch von der Landesleitung des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten ging in seinen Darlegungen auf die längst fällige Rentenreform ein, die bereits in der ersten Regierungserklärung 1949



vom Bundeskanzler als vordringlich bezeichnet wurde. Dieses „Vordringliche“ sei auch in der zweiten Regierungserklärung vom Bundeskanzler herausgestellt worden, ohne daß bis heute zu erfahren sei, was man sich unter ihr konkret vorstelle. Von der „großen Sozialreform“ werde ja schon längst nicht mehr gesprochen.

Es möge richtig sein, daß das gesamte Rentenaufkommen jährlich 9 Md. DM betrage. Aber mindestens 85 v. H. der Gesamtrenten würden aus den Beiträgen der Arbeitnehmerschaft erfüllt. Eine Erhöhung der Renten bedeute durchaus keine Inflationsgefahr, selbst dann nicht, wenn eine Erhöhung um 2,4 Md. DM vorgenommen werde. Es sei zwar richtig, daß dieser Betrag von den Rentnern mehr ausgegeben werde, aber er werde weniger ausgegeben von den im Arbeitsprozeß Stehenden, weil er ja von deren Einkommen in Form von Beiträgen abgezogen würde. Es sei eine Erhöhung des Gesamtrentenaufkommens um 4,3 Md. DM zu fordern. Dann könne derjenige, der 40 Jahre gearbeitet habe, eine Altersrente beziehen, die 70 v. H. seines Durchschnittsverdienstes ausmache.

In den beiden Weltkriegen hätten die Rententräger rund 50 Md. DM verloren — im ersten Weltkrieg durch das Zeichnen von Kriegsanleihen, im zweiten Weltkrieg durch den Kauf von Reichsschatzanleihen. Heute habe sich wieder ein Fonds in Höhe von 11 Md. DM angesammelt. Man könne also nicht davon sprechen, daß für eine Rentenerhöhung keine Beträge zur Verfügung ständen. Selbst die Arbeitslosenversicherung habe einen Fonds in Höhe von 7 Md. DM angesammelt. Hier wäre es notwendig, 1 v. H. des Beitragssatzes zu verlangen und der Rentenversicherung zuzuweisen.

Die Durchschnittsrente in der Invalidenversicherung betrage zur Zeit 97,90 DM. Die Mindestrente muß aber mindestens 180,— DM betragen. Die Angestelltenversicherung solle durchaus nicht beseitigt werden. Es sei aber recht und billig, daß die Arbeiter dieselben Rechte hätten wie die Angestellten. Man wolle die Angestelltenrenten durchaus nicht aufheben, man wolle vielmehr die Invalidenrenten auf deren Stand bringen. Das Sozialrecht müsse gleichmäßig für alle gelten. In der Rentenversicherung müsse der Begriff der Elternrenten verankert werden, die allerdings nur dann eintreten solle, wenn die Eltern keine eigenen Ansprüche an die Rentenversicherung hätten.

Jetzt biste dran

Das war schon in der Schule so: Plötzlich stellt der Lehrer die Frage, auf die man bestimmt keine Antwort weiß. Und sein Blick zielt genau in deine Bank. „Jetzt biste dran“, hast du dir gedacht. Doch es kam ein anderer dran. Schwein gehabt!

Und so geht's uns oft im Leben, im täglichen Umgang mit Werkzeug und Maschinen, auf der Straße, überall. Oft geht's haarscharf vorbei, oft geht es nochmal gut.

Es hätte aber auch schiefgehen können. Schon beim nächsten Mal, in der gleichen Situation, kann es sein, daß du nicht so schnell reagierst, daß du kein Glück hast. Dann bist du eben wirklich dran, dann ist der Unfall passiert. Solche Fälle, in denen uns nur unsere Geschicklichkeit, unser blitzschnelles Handeln, vor dem Unfall bewahrt, in denen uns ein bißchen Glück das Schlimmste erspart, nennt man Beinahe-Unfälle. Und was hält einen Beinahe-Unfall davon ab, ein wirklicher Unfall zu sein? Gewöhnlich sind es nur Bruchteile einer Sekunde oder Millimeter!

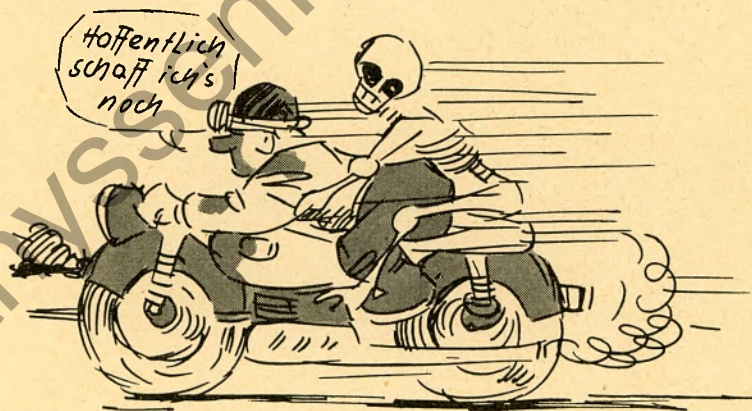
Gewiß, Beinahe-Unfälle verursachen keine Verletzung, keinen Materialschaden, höchstens einen Schreck und dieses Gefühl „Jetzt biste dran“. Dieses Gefühl aber will uns sagen: Hier droht Gefahr!



Beinahe-Unfälle sind immer ein sicheres Zeichen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Da liegt zum Beispiel Öl auf dem Boden. Du achtest nicht darauf, tritts hinein, gleitest aus — aber du fängst dich. Junge, da hab ich aber Glück gehabt, denkst du und — gehst weiter. Der nächste tritt ins Öl, gleitet aus, aber er verliert das Gleichgewicht, er stürzt, schlägt hin. Warum? Weil du die Warnung des Beinahe-Unfalls nicht verstanden hast.

Beinahe-Unfälle werden in keiner Unfallstatistik geführt. Ihre Zahl ist jedoch riesengroß. Behandle deshalb Beinahe-Unfälle wie schwere Unfälle. Das heißt: beseitige sofort die Ursachen. Jedes „Jetzt-biste-dran“ ist eine Warnung deines Schutzengels, der dir damit sagt: jetzt bist du es, der handeln muß. Beseitige die Ursache, ändere deine Gewohnheiten, sei auf der Hut, sonst biste eines Tages wirklich dran!

Keine Zeit!



„Ich bin ein Mensch, der fest im Leben steht,
zu jedem Werke bin ich gern bereit;
doch wenn es um den Schutz der Arbeit geht,
da muß ich leider sagen: Keine Zeit!“

Ich weiß, es könnte manches anders sein.
Ich handle oft nur aus Bequemlichkeit;
doch wer mich auf der Straße mahnt:
Halt ein!
Dem muß ich leider sagen: Keine Zeit!“

Ob wirklich vor der Hast das Unglück weicht?
Ist denn die Zeit ein Maß der Ewigkeit?
Wenn dir der Tod erst seine Hände reicht,
dann kannst du nicht mehr sagen:
Keine Zeit!“

Günter Zapke

(Aus „Unfallverhütungskalender 1957“)

Ein Geheimnis, das lange gebütet wurde:

Sowjetische Kegelrakete

In seiner drohenden Botschaft an Eden zum Nahostkonflikt hat Bulganin zum ersten Male — wenn auch indirekt — zugegeben, daß Sowjetrußland über weitreichende Raketenwaffen verfügt. Lange hatte der Schleier tiefsten militärischen Geheimnisses über den russischen Raketenarbeiten geruht. Völlig neue Einblicke in die Entwicklung der tödlichen Waffen bietet ein Buch, das dieser Tage erscheint. Unter dem Titel „Da hilft nur beten“ schildert Adalbert Bärwolf, gestützt auf authentisches Material deutscher Wissenschaftler, die in Rußland arbeiteten, die Schritte der letzten Jahre in der Herstellung von Vernichtungswaffen. Aus dem Buch, das einen umfassenden Blick hinter den Eisernen Vorhang tun läßt, bringen wir mit Genehmigung des Muth Verlages, Düsseldorf, den folgenden Auszug (240 Seiten, 12,80 DM):

1945 und 1946 gehen deutsche Raketenforscher, die auf der gleichen Stufe des Wissens und der Erkenntnis stehen, hinüber in die reichen Forschungsstätten der Amerikaner und in die primitiven, aber von ehrgeizigen Wissenschaftlern geleiteten Institute der Sowjets.

Bei den Amerikanern macht sich Wernher von Braun, der heute die amerikanische Staatsangehörigkeit besitzt, einen besonderen Namen. Wer ist sein Gegenspieler bei den Russen? Der Vorhang des Schweigens hat sich erst jetzt gehoben. Und was wir erfahren, muß uns zu denken geben.

Der deutschen Raketenklassik, die von Braun in den USA unter ungeheuerem Kostenaufwand weiterverfolgt, steht die deutsche Raketenrevolution gegenüber, die das Arbeitsteam unter Dr. Schulz bei den Sowjets vollzog.

Das gleiche Problem, interkontinentale Raketen zu entwickeln, wird auf zwei völlig verschiedenen Wegen angefaßt. Das Ergebnis aber, das erreichte Ziel, erschüttert die Vormachtstellung der Amerikaner in der Raketentechnik.

Die Russen sind heute weiter!

Der Superlösung Wernher von Brauns steht die Primitivlösung von Dr. Schulz gegenüber. Das in der Sowjetunion gefundene Ergebnis zeigt eine nüchterne, aber revolutionäre Handschrift.

Braunrakete und Schulzrakete bauen beide auf dem gleichen Prinzip auf. Beide sind Flüssigkeitsraketen. Mit einem ganz einfachen Gedanken aber stellt Schulz die Weiche der Weiterentwicklung auf ein neues Gleis. Er vollendet damit eine revolutionäre Tat in der Raketenentwicklung.

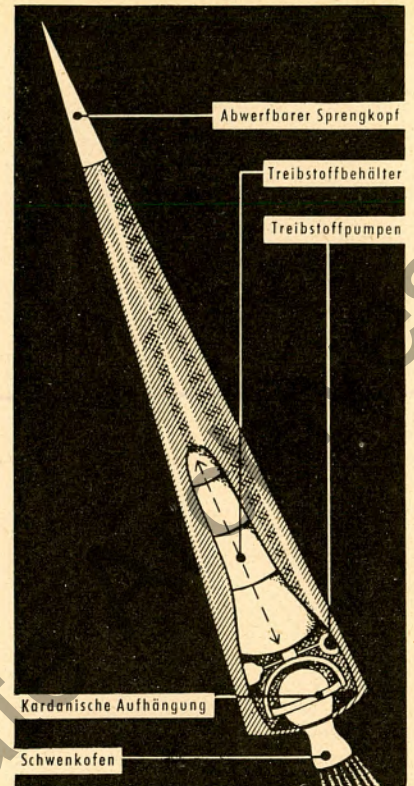
Wenn die Rakete — wie es bisher üblich war — mit einer rasanten Geschwindigkeit durch den dichten Mantel der Erdatmosphäre gejagt wird, dann benötigt sie einen hohen Treibsatz und eine Form, die den dichten Luftmantel elegant und ohne starke Reibung durchbricht. So wurden unter einem ungeheueren Kostenaufwand seinerzeit in Peenemünde, später in Kochel am See, in Windkanalversuchen Raketenformen entwickelt, die bei größtem Volumen den kleinsten Luftwiderstand bei gleichzeitig gesicherter Flugstabilität boten.

Dr. Schulz wußte, wie alle Raketentechniker, daß die Reichweite einer Rakete durch das Verhältnis des Endgewichts zum Anfangsgewicht bestimmt wird. Das heißt, der Anteil des Brennstoffs in der Rakete muß in einem bestimmten Verhältnis zu ihrem Gesamtgewicht stehen, das sich aus ihrer Hülle, ihren Brennstofftanks und Brennstoffpumpen, ihrer feinnervigen elektronischen Ausrüstung und der Last des übrigen technischen Zubehörs einschließlich Nutzlast zusammensetzt.

Diese komplizierte Form, die die Amerikaner so viel Überlegungen, so viel Forschungsarbeit und Geld gekostet hat, betrachtet nun Schulz als überflüssig, als eine Spielerei, die er radikal über Bord wirft.

3000 km weite Ziele

Schulz läßt seine Rakete durch den dichten Luftmantel der Erde langsam aufsteigen, so langsam, daß die hohe Geschwindigkeit erst dann erreicht wird, wenn die Luftschicht der Erde von 30 km Höhe an so dünn wird, daß der Widerstand praktisch keine Rolle mehr spielt.



Erst wenn sich die Erdanziehung kaum noch auswirkt, erreicht die Schulzrakete ihre Endgeschwindigkeit und ihre interkontinentale Entfernung von 3000 Kilometern vom Abschußort zum errechneten Ziel.

Das Verhältnis der Braunrakete von „Verpackung“ zu Brennstoff ließ sich nur bis zu einem Verhältnis von etwa 66 Prozent Brennstoff zu 34 Prozent Zubehör steigern.

Schulz vollbringt das Wunder einer Steigerung des Brennstoffanteils auf fast 100 Prozent. Seine mit einem Abschußgewicht von rund 60 Tonnen aufsteigende, 28 Meter lange Rakete besteht fast nur aus Brennstoff, und zwar aus etwa 92 Prozent Brennstoff und aus etwa acht Prozent Zubehör.

Fällt diese Rakete nach ihrem Brennschluß und ihrem interkontinentalen Flug durch den Leerraum in die echte Erdatmosphäre zurück, dann löst sich der Gefechtskopf von dem Raketenrumpf ab und fliegt mit seiner Atomladung allein weiter. Die Bleche der Brennstofftanks werden wie eine Tüte zusammengedrückt und fallen wie ein großes Papierknäuel zu Erde.

Durch den Verzicht, den gesamten Raketenkörper bis in das Ziel zu bringen, spart Schulz das letzte behindernde Gewicht ein.

Deutsche entwickelten Sowjetrakete

Die ebenso einfache wie geniale Lösung ist unter denkbar ungünstigen äußeren Umständen entstanden. Zu den Schilderungen der zurückgekehrten deutschen Forscher können wir uns heute ein Bild von ihrer Arbeit machen:

Stahlblau hängt die heiße Hochdruckglocke über Rußland. Aber unter der eiskalten Glocke der Überwachung arbeiten die deutschen Wissenschaftler und Ingenieure auf Rußlands Prüfständen. Sommer 1949.

Die Zeiten sind vorüber, da sich die Arbeitsvorhaben im wesentlichen auf die Wiederherstellung, auf die Rekonstruktion des erbeuteten Aktenmaterials beschränkten.

Nur zögernd, nur gelegentlich sind in den ersten Jahren neue Projekte gefordert worden. Aber jetzt arbeiten in den einzelnen Zentren die Deutschen, die nichts voneinander wissen, nichts voneinander wissen sollen. Sie haben die Aufgabe, in atemberaubender Geschwindigkeit den Vorsprung des Westens zunichte zu machen.

Das V2-Team hatte anfänglich unter Gröttrup, später unter anderer Leitung aus den Gipshöhlen bei Bleicherode die Fabrikationsmuster der V2 geborgen. Man spricht von etwa einhundert Geräten, die den Russen in fertigem und halbfertigem Zustand in die Hände gefallen sind, von denen dann ein großer Teil auf den russischen Prüfständen vormontiert, vorgeladen und abgeschossen wird. Das Peenemünder Team muß den Russen Einzelheiten der Meßeinrichtungen und Instrumentierungen der Peenemünder Prüfstände erläutern.

In Peenemünde gab es zwei Gruppen von Leuten: die Männer mit den großen Namen und die sogenannte 2. Garnitur, die stillen Arbeiter.

Russen machten bessere Beute

Die Amerikaner hatten es auf die 1. Garnitur abgesehen. Sie suchten nach dem Klang der Namen aus und befanden, wer würdig war, in die Staaten zu reisen. Es ist anzunehmen, daß die Russen die bessere Beute gemacht haben.

Besonders fähige Leute umfaßt hier das Gros der mittleren und kleineren Ingenieure, die bestimmte Techniken des Pumpenbaues, der Sauerstoffpumpen, virtuos beherrschen. Besonders wichtig sind Dr. Eitzenberger und Dr. Buschbeck, beide Spitzenleute der Fernlenkung.

In den Kopf des ferngelenkten Geschosses bauen sie auf den russischen Prüfständen ein kleines Fernsehgerät ein. Diese Fernsehgeräte senden das aufgenommene Bild an eine Bodenstation zurück. Dort sitzt ein Pilot, der einen Knüppel betätigt; vor sich sieht er das Bild, als fliege er selbst in dem Ferngeschoss. Die Knüppelbetätigung wird nun durch Kurzwellenkanäle dem Ferngeschoss übermittelt. Und so sitzt der Pilot des Geschosses vor dem Fernsehschirm wie der Flugzeugführer in seiner Kanzel — nur unangreifbar. Und er steuert, wie der japanische Kamikazeflieger, seine geflügelte Bombe, sein Bombenflugzeug ohne Bemannung, in das Ziel hinein.

Andere raffinierte Einzelheiten aus dem Eitzenbergerteam: lichtempfindliche Suchköpfe in den geflügelten Bomben.

Das Kielwasser hinter einem schnellfahrenden Schiff ist eine solche Helligkeit, die diese Suchköpfe anspricht. Also kann eine so ausgerüstete Bombe dem flüchtenden, ausweichenden und wegkurvenden Schiff folgen und explodiert an der empfindlichsten Stelle des Seefahrzeuges, dem Heck. Sie zerstört die Ruder- und Antriebsorgane des Schiffes.

Aber die Russen kopieren nicht nur

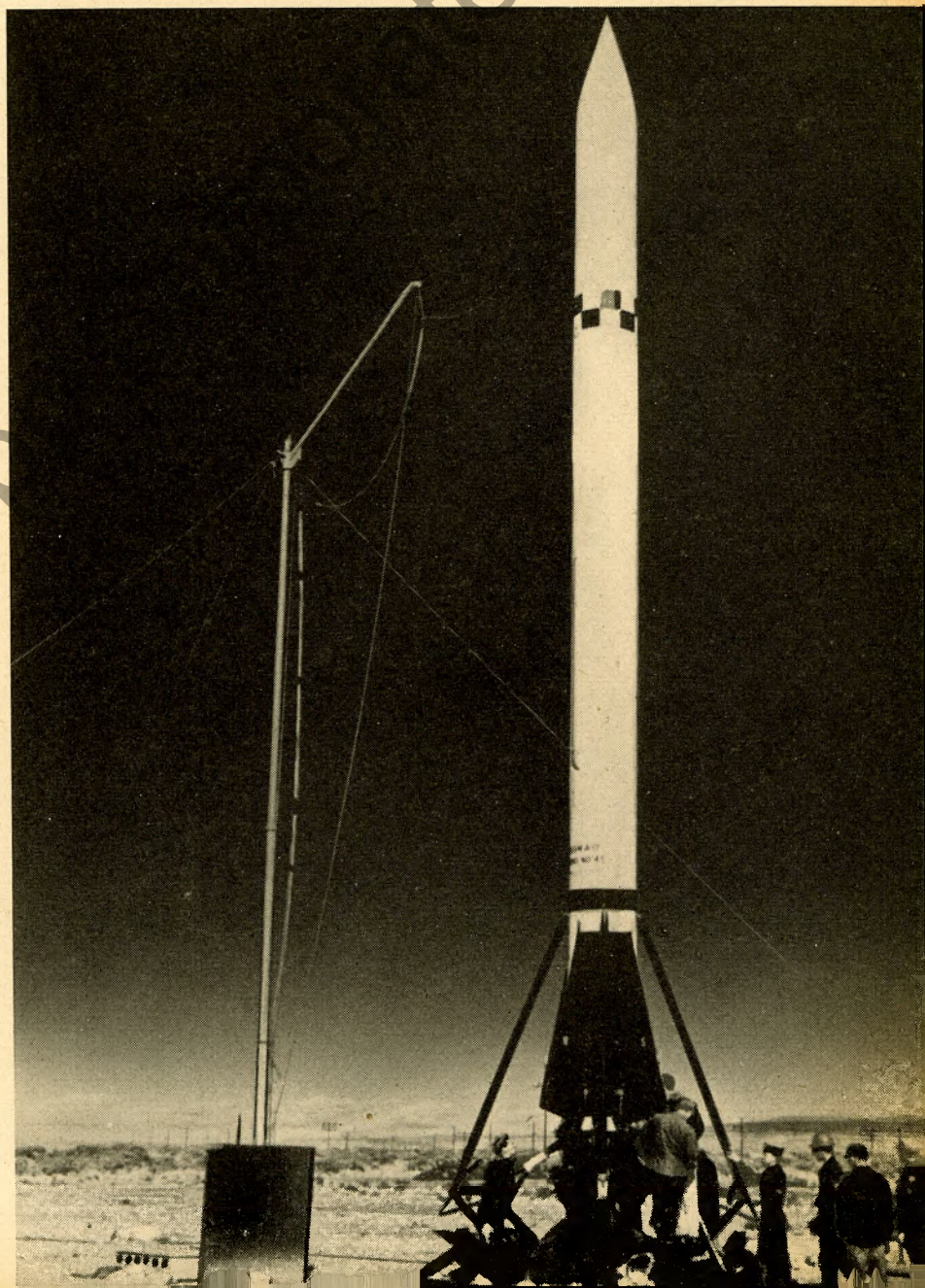
Sie verstehen es auf ihre Weise, das Einfache und das Unkomplizierte aus der deutschen Arbeit herauszuholen und in neue Formen zu gießen.

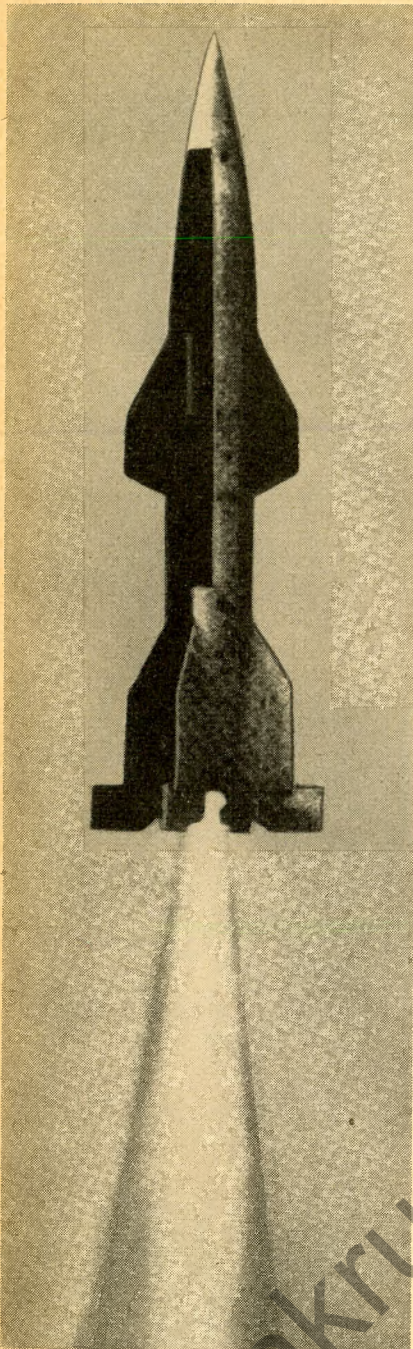
Der Deutsche, der nun seit Jahren in den Ingenieurbüros arbeitet, findet Bedingungen vor, die für westliche Begriffe völlig ungewöhnlich sind. Professoren hoher Grade empfangen morgens ihre Tagesration an Zeichenpapier. Im Büro darf kein Fetzen Papier herumliegen, der nicht registriert worden ist. Morgens in der Frühe wird das Papier ausgegeben. Jeder Bogen ist numeriert. Zur Mittagspause

muß alles abgeliefert worden sein. Zweimal, dreimal täglich müssen die Aufzeichnungen, muß jede kleine Notiz zur Verzweiflung der sauber zeichnenden Ingenieure abgespannt werden. Die Zeichnungen wandern nun in die Abteilung I, in die Geheimhaltungsabteilung. Dann werden sie wieder in Empfang genommen. Daß die Präzision der Darstellung leidet, stört die pedantischen Russen nicht.

Jeden Tag, pünktlich um 7.30 Uhr, beginnt der Dienst. Punkt 7.30 Uhr hat jeder Deutsche im Büro zu sitzen oder auf dem Prüfstand zu stehen. Ein Zuspätkommen um ein bis zwei Minuten hat eine strenge Ermahnung zur Folge. Die Entlohnungen sind stark gegliedert und viel unterschiedlicher als in Deutschland. Es gibt Differenzen von 14 000 Rubeln monatlich bei Spitzenkräften bis herunter zu 800 bis 900 Rubeln. Die ersten Besoldungen nehmen die Russen auf der Grundlage der früheren deutschen Entlohnung vor. Über ein Jahr lang machen sie es so.

US-Rakete „Corporal“





Aus der V 2 entwickelte US-Rakete

Und dann werden schlagartig die Gehälter umgruppiert. Der Deutsche beobachtet, wie die Russen sehr genau erkennen, wer eine Spitzenkraft und wer eine Attrappe ist. So werden Gehälter in manchen Fällen von zehntausend Rubel im Monat auf dreitausend gekürzt, andere von sechstaussend auf dreieinhalbtausend. Und wieder andere entsprechend erhöht. Zerwürfnisse zwischen den Familien sind die unausbleibliche Folge, und oft wird kaum noch das Existenzminimum für die mitgeschleppten Frauen und Kinder gedeckt.

Jetzt wissen sie genug

In den Moskauer Ministerien und in den Rüstungszentren arbeiten russische Arbeitsgruppen an den gleichen Projekten.

Die russischen Teams führen gerade die Projekte mit besonderem Eifer fort, die von der deutschen Planung abgesetzt worden sind, und nur durch einen Zufall, weil plötzlich eine Rückfrage wegen irgendeiner unverständenen Sache kommt, erfährt der Deutsche davon.

Als die Deutschen vier Jahre in Rußland leben, wissen die Sowjets genug. Sie haben den Rahm abgeschöpft. 1950, 1951 und 1952 laufen die Arbeiten endgültig aus. Seitdem ist der Vorhang nicht mehr aufgegangen. Nun schicken sie die Hirne in die geistige Quarantäne.

Zwei Jahre ohne Arbeit, bis die Russen wissen, daß nun der lebendige Kontakt zu den Ergebnissen verlorengegangen ist. Den Deutschen aber bleibt bis wenige Stunden vor der Abreise ihr Zeitpunkt verborgen. Alle Fragen, über Jahre hinaus gestellte Fragen, wann, wann, wann? prallen an dem lächelnden Nitschewo ab. Von den 6000 Deutschen, die am 22. Oktober 1946 als weiße Sklaven in die

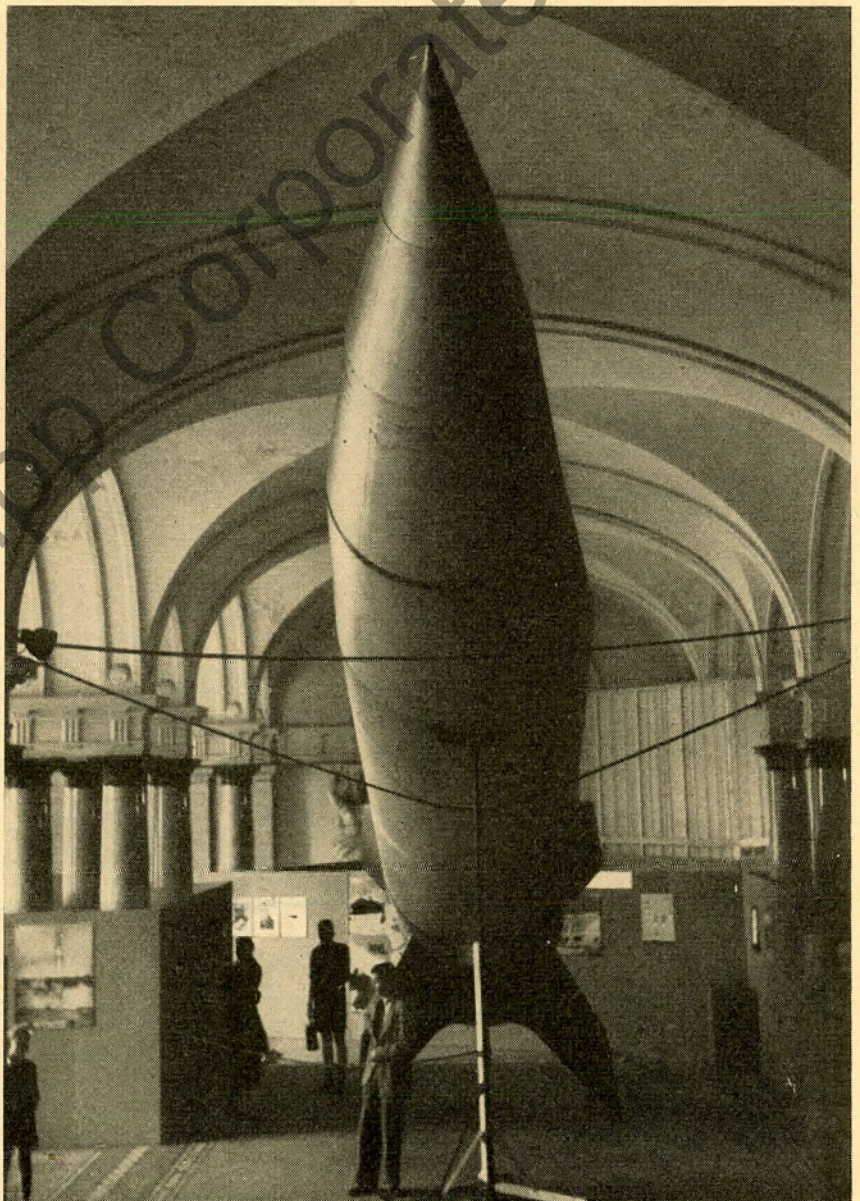
Fremde des Ostens gingen, sind heute fast alle längst zurückgekehrt. Nur fünfzig blieben in Rußland.

Sie blieben zurück auf der Krim, angeblich freiwillig verpflichtet, und über ihren Hirnen liegt der Schleier des russischen Schweigens.

Die Kegelrakete von Schulz mit 3000 km Reichweite

Die schematische Zeichnung zeigt den Aufbau: den dünnen Blechmantel mit den Brennstoffbehältern. Den Gefechtskopf und die Lenkvorrichtung, einen „Ofen“, der wie ein Kompaß nach allen Seiten frei beweglich ist. Ihm wird durch elektronische Steuerung die Richtung gegeben. Überraschend ist, daß die Pumpen, die das flüssige Antriebsmittel in den „Ofen“ schaffen, von im Ofen selber „abgezweigten“ Gasen angetrieben werden. Die Pumpen brauchen also kein eigenes Antriebsaggregat: eine bedeutende Gewichtsminde rung.

V2-Rakete





Alle können mithelfen!

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz bemüht sich in Zusammenarbeit mit den der Liga der Rotkreuzgesellschaften angeschlossenen nationalen Rotkreuzgesellschaften um die weitere Betreuung der ungarischen Bevölkerung und der aus Ungarn gekommenen Flüchtlinge. Die Aufgaben können nur erfüllt werden, wenn alle helfen. Das Deutsche Rote Kreuz, Landesverband Westfalen-Lippe, dankt der Bevölkerung für die bisher so großzügig gegebene Unterstützung und bittet um weitere Spenden. Gewünscht werden:

1. Geldspenden auf die Sonderkonten:
„Ungarnhilfe“ des DRK-Landesverbandes
Westfalen-Lippe,
Landeszentralbank in Münster, Nr. 1999
und Postscheckkonto Köln 10 75
sowie an alle Dienststellen des Deutschen
Roten Kreuzes;
2. Medikamente;
3. Kräutigungsmittel aller Art;
4. hochwertige haltbare Lebensmittel;
5. Bettwäsche;
6. Wolldecken;
7. guterhaltene warme Bekleidung und Schuhe,
insbesondere Kleidung für Männer und Knaben.

Sachspenden nehmen alle Dienststellen des Deutschen Roten Kreuzes entgegen.

DRK-Landesverband Westfalen-Lippe
Dr. h. c. Salzmann
Präsident





Zwischen Ost und West

Der junge Mann in der Schlosserei legt seinen Hammer beiseite, wäscht sich und wechselt seine Kleider. Es ist Ende der Frühschicht, Sonnabend mittag. Er klemmt die Tasche unter den Arm und strebt dem Ausgang zu. Seine Gedanken laufen den Schritten voraus. Heute hat er sich mit Hans verabredet. Sie wollen beide trainieren, um morgen beim Sportfest besser abzuschneiden als im letzten Jahr. Ob er sich abends noch einmal die Zündapp ansieht, die Paul verkaufen will und die so gerade das richtige für ihn ist? Ob er am Abend Erika ins Sportlerheim mitnimmt? Sie kann tanzen, als täte sie den ganzen Tag nichts anderes.

Der Sonntag ist lang

Als die Mittagssirene langsam verstummt, geht auch Gerhard durch das Werkstor. Sosehr eilig scheint er es nicht zu haben. Seine Blicke laufen über die Arbeitskameraden hinweg und bleiben an der Uhr am Eingang hängen. Freizeit! Was wird er damit anfangen? Sein Unterschlupf ist wenig gemütlich. Er hat das Zimmer nur nach mühsamem Suchen gefunden. Soll er in der Stadt die Schuhe kaufen, die er nach dem hiesigen Lebensstandard eigentlich haben müßte? Was wird er morgen beginnen? Der Sonntag ist lang, wenn man allein ist.

Erst war er froh

Gerhard ist einer der vielen Flüchtlinge aus der Sowjetzone. 55 162 alleinstehende Jugendliche sind 1955 in die Bundesrepublik gekommen. Seit Januar 1953 sind es 152 000. Sie haben ihre Eltern und An-

gehörigen meist noch in der Zone und sind allein auf sich gestellt. Gerhard atmet nach der Flucht erst einmal auf. Er fühlt sich erlöst, daß er der politischen Bevormundung des Regimes entronnen ist. Gleichzeitig wird er aber nicht richtig froh. Woran liegt das? Natürlich bedrückt ihn nach kurzer Zeit das Heimweh. Seine Eltern sind weit weg, er vermißt Geschwister und Verwandte. Alles ist anders, als er es gewohnt ist. Dafür bietet „der goldene Westen“ zunächst Massenunterkünfte, Notaufnahmeverfahren, Befragungen, Verhöre.

Während die anderen ihren Vergnügen nachgehen ...

Gerhard hat bald einen Arbeitsplatz gefunden, aber von dem Lohn muß er sich einkleiden und das Nötigste anschaffen. Er kann nicht mit seinen Arbeitskollegen konkurrieren, die besser gekleidet sind, die auf einen Fernsehapparat sparen und das Motorrad schon besitzen. Während sie am Feierabend ihren Vergnügungen nachgehen, muß er sparen.

Eine gefährliche Frage

Wichtiger, bedeutsamer als die materiellen, sind die menschlichen Schwierigkeiten. Seinem Sprachschatz gehören Worte an, die hier unbekannt sind. Er versucht seinen Arbeitskollegen vergeblich das Wort „Aktivistenbewegung“ zu erklären. Sein Begriff „Demokratie“ muß nach seiner politischen Erziehung ein anderer sein, als man ihn hier hat, und die Freiheit, das aussprechen zu dürfen, was er

denkt, ist ihm fremd und erscheint ihm als Wagnis. Er ist nicht ohne weiteres „so frei heraus“, und sein Arbeitskollege könnte vielleicht meinen, daß er deshalb unehrlich ist. Gerhard kann sich hier benachteiligt oder als zweitrangig fühlen, weil die Jugend in der Zone — an der älteren Generation gemessen — sehr herausgestellt wird. Hier kümmert man sich wenig um ihn. Während man meint, er müßte froh sein, die wirtschaftlichen Erfolge nun auch mitgenießen zu können, bleibt Gerhard menschlich allein und fragt sich, ob sein Zonenwechsel richtig war.

Ist der Betrieb die einzige Gemeinschaft?

Die Frage des Jungen, ob sein Handeln richtig war, geht in diesem Falle schon über das Persönliche hinaus. Es ist ein Alarmzeichen für uns alle, wenn die Jugendlichen aus der Zone unbefriedigt sind und zurücksehen nach dem, was drüben war.

Unser Betrieb, in dem Gerhard arbeitet, ist die einzige Gemeinschaft, die er hat. Vielleicht sind Mitarbeiter oder Meister die einzigen Menschen, mit denen er sprechen kann. Könnte es nicht so sein, daß Hans den Gerhard bittet, am Sonntagabend mit ins Sportlerheim zu kommen, daß er sich nicht daran stößt, daß Gerhard etwas anderen Dialekt spricht und daß er dann nicht gerade knickrig ist, wenn es an das Bezahlen geht?

Gerhard hat bei der Umgewöhnung von Ost nach West eine Krise zu überstehen, die nicht leicht für ihn ist. Wenn er abends nach Hause kommt und keine Eltern und Verwandte vorfindet, am Feierabend keine vertraute Umgebung um sich hat und wenn er ausgeht — seinen Kameraden materiell unterlegen —, dann fühlt er sich allein und unglücklich.

Da bist du und da bin ich. Wir sind aufgerufen, Gerhard zu helfen. Wir haben die Verpflichtung, uns um Gerhard zu kümmern. Kontakt und Hilfsbereitschaft von Mensch zu Mensch werden ihm mehr bedeuten als alle Vorsorge und Bevormundung durch ein Kollektiv.



Das vierte und letzte Licht wird angezündet





AUF EINE KRIPPE

Komm nun wieder, stille Zeit,
Krippe, Stern und Kerzen,
Will in altem Erdenleid
Diese Welt verschmerzen.

Zwischen meinen Fingern rinnt
Still der Sand des Lebens,
Weiß nicht, was der Weber spinnt,
Doch er spinnt vergebens.

Was wir vor uns auch gebracht,
Pflugschar rauscht darüber,
Fährmann steht am Saum der Nacht,
Und es ruft: „Hol' rüber!“

Kind und Stern und Dach und Tier,
So begann die Reise,
Und so endet's dir wie mir:
Erste, letzte Speise.

Aus den Windeln lächelt's stumm
Zu der Mutter Neigen,
Ochs und Esel stehn herum,
Und die Sterne schweigen.

Schuld und Fehle rechnen nicht,
Jedes Herz muß tragen,
Scheine wieder, sanftes Licht,
Wie in Kindertagen.

Tief darüber beug ich mich,
Gleichnis allen Lebens,
Ende fügt zum Anfang sich,
Nichts scheint mehr vergebens.

Wenn sich jede Tür verschließt,
Eins kannst du bewahren:
Daß du vor der Liebe kniest
Noch in weißen Haaren.

Ernst Wiechert



Die Weisen aus dem Morgenland
von Albrecht Dürer

Weihnachten in einer fremden Stadt

Vor Monaten waren die fünf Männer von ihrer Firma auf Montage in die fremde Stadt am großen Strom geschickt worden. Klaus Möckel hieß der Schichtführer. Er hatte drei Kinder und die Frau daheim. „Wie wird es denn Weihnachten?“ hatte er den Chef gefragt. „Weihnachten seit ihr längst wieder hier!“ Aber die Arbeit hatte sich verzögert. Materialschwierigkeiten, dann das Versagen einer Firma, die Pfuscharbeit leistete und von Klaus Möckel deshalb abgelehnt wurde. Kurz, Weihnachten saßen sie noch in der fremden Stadt und mußten sogar auf Urlaub verzichten, weil der Besteller auf Ablieferung des Baues drängte. Darum durfte die Zeit zwischen den Festen die Arbeit nicht ruhen.

Die fünf Männer waren gute Arbeitskameraden. Klaus Möckel, der Schichtführer, verstand es, seine jungen Kollegen, die allesamt kaum zwanzig Jahre alt waren, zu nehmen. Er wollte ihnen schon ein Weihnachtsfest bereiten. Wie das aussehen sollte? Der Schichtführer ist sehr geheimnisvoll. Da plauderten seine Kollegen auch nicht aus, welche Gedanken sie sich gemacht hatten. — Die Firma hatte kleine Geschenke geschickt. Die wollte Klaus Möckel am Weihnachtsabend bei einer kleinen Feier, die er, so hatte er sich das gedacht, in seiner Stube durchführen wollte, seinen Kollegen geben. Ja, und dann hatten sie ganz andere Pläne. Den Nachmittag des Heiligen Abends wollten sie wohl noch opfern, wenn es nicht so lange dauerte. So hatte einer von ihnen gemeint und nicht daran gedacht, wie sehr er den Alten damit traf. Der resignierte: „Na, dann ist es also nichts mit meiner Weihnachtsfreude!“ Im Geiste hatte er sie schon alle um den großen runden Tisch versammelt gesehen, er wie ein Vater mitten unter ihnen, die Bilder der Lieben vor sich bei Kerzenschimmer, einen guten Tropfen auf dem Tisch und Fröhlichkeit im Herzen.

Es wurde dann doch schön in dieser einen Stunde, die die jungen Kollegen ihrem alten Schichtführer am Nachmittag des Heiligen Abends widmeten. Klaus Möckel hatte alles so vorbereitet, wie er das für seine Kinder daheim auch getan hätte. Die jungen Burschen sollten sich freuen. Sie waren sehr ordentlich, überreichten dem gerührten Schichtführer als ihr Geschenk ein Bild mit den Türmen der geliebten Vaterstadt und nahmen das, was er ihnen namens der Firma und als eigene Gabe überreichte, mit dankbarem Herzen an. Als sie gingen, mahnte er: „Denkt daran, daß Weihnachten ist!“ Die Burschen nickten. Jeder ging seinem Ziel entgegen, jeder voller Sehnsucht und Erwartung, und bei jedem war das, was er sich ersehnte und erhoffte, wieder etwas anderes als beim nächsten.

Klaus Möckel blieb vor den Bildern seiner Frau und seiner drei Kinder sitzen, bis die Kerzen niedergebrannt waren. Er trank ein Glas Glühwein und noch eines und auch noch ein drittes. Er wartete, bis der Abend kam, und wartete auf die Dunkelheit, die durch das unverhängte Fenster zu ihm in die kleine Stube trat. Sie löschte mit ihren unsichtbaren Händen den Alltag aus, in der Stube und auch in seinem Herzen, und machte den einsamen Mann bereit zur Weihnacht. Die Weihnachtspost war noch nicht gekommen. Vielleicht kam sie am Weihnachtsmorgen, vielleicht auch erst nach dem Fest. Man wußte ja, wie es in der Festzeit mit der Post bestellt war.

Als die letzte Kerze verlöscht war, erhob sich Klaus Möckel und trat ans Fenster. Die Stadt lag still zu seinen Füßen. Er wohnte in einem Haus auf einer Höhe. Von hier konnte er auf den Strom blicken. Er war ganz finster. Man konnte ihn nur ahnen oder spürte ihn, wenn unten ein Licht aufglomm und langsam stromab trieb. Das war dann der Schein einer jenen Kähne, die auch während der Weihnachtstage weiter mußten, solange der Strom noch kein Eis führte.

Klaus Möckel nahm seinen Mantel und verließ das Haus. Vor den Häusern waren kleine Gärten. Manchmal sah man erleuchtete Fenster und dahinter brennende Kerzen auf den Weihnachtsbäumen. Hin und wieder klang auch ein Lied auf, ein Weihnachtslied, süß und vertraut aus den Tagen der Kindheit her. Klaus Möckel schritt einsam durch die Straßen einer fremden Stadt. Es war Weihnachtsabend und die Stunde, wo auch daheim die Kinder bei der Mutter um den Weihnachts-



tisch herum sitzen würden. Sie mochten jetzt gerade an den Vater denken, die Mutter sagte vielleicht: „Seht mal, was Vater uns geschenkt hat!“ — „Der arme Vater, er kann gar nicht so recht Weihnachten feiern, so ganz allein!“ würde vielleicht sein kleiner Bub sagen. Die Mutter würde lächeln und auch seinen Brief vorlesen: „Wir werden hier eine stille Weihnacht haben. Die Kollegen sind bei mir. Ich soll ihnen kleine Geschenke der Firma überreichen. Wenn dann die Kerzen brennen, werden Eure Bilder auf unserem Tisch stehen und wir werden an Euch denken!“ Ja, das hatte er geschrieben. Sie ahnten natürlich nicht, daß er jetzt mit hochgeschlagenem Kragen durch die Straßen der fremden Stadt wandelte, einer, der draußen vor den Fenstern auf den Gesang der Kinder lauschte und dem dabei seltsam wehmütig zu Sinn wurde.

Klaus Möckel summite die lieben alten Weisen mit, und er lächelte, als er einem einsamen Polizisten begegnete, dem es genau so ging wie ihm. Der erwiderte sein Lächeln, und so war etwas Gemeinsames zwischen ihnen. Sie sahen sich an mit Augen, in denen die Stille der Heiligen Nacht war, und sie erkannten einander daran als Brüder, die einen Gruß tauschen durften im Vorübergehen. Plötzlich wußte Klaus Möckel um die unsichtbare Gemeinschaft der Einsamen dieser Welt, und er wußte auch, daß seine Einsamkeit vorübergehen würde. Daheim aber saßen seine Lieben und feierten das Fest. Mit seinem Herzen war er dabei. So wandelte er nun ganz anders durch die fremde Stadt. Plötzlich erschienen ihm die Vorhänge vor den Fenstern nicht mehr als feindliche Zeichen der Abwehr, sondern eher als Boten einer Geborgenheit, an der er nun nicht mehr teilnehmen durfte. Aber er wußte: auf seiner Stube wartete ein warmer Ofen auf ihn. Er besaß auch noch Kerzen. Er wollte sie anzünden und vor die Bilder seiner Lieben stellen. So feierte Klaus Möckel die Heilige Nacht. Als die Glocken vom Dom zur Mitternachtsmette riefen, lauschte er hinaus. Ja, es wollte wieder einmal Weihnacht werden — auch für ihn.

Hans Bahrs

Bärbels Weihnachtstag . . .

Ich ging hier im schönen Frankenlande nach unserer Flucht aus dem heimatlichen Schlesien das zweite Jahr in die Dorfschule, und das Weihnachtsfest rückte immer näher. Endlich sollte Mutters Wunsch in Erfüllung gehen: Ich wollte ihr nämlich einen Kanarienvogel schenken. Lange schon vorher versprochen mir einige Buben, einen „erstklassigen Sänger“ aus der Stadt zu besorgen — der aber fünf Mark kosten sollte —, und ich sparte heimlich das viele Geld zusammen.

Als es nun soweit war, ertönte am Tag vor dem Fest — wie besprochen — im dunklen Hof ein Pfiff. Ich lief leise hinunter, und in einer Tüte verborgen konnte ich den Vogel von meinen Spielkameraden in Empfang nehmen. Ich hatte mir ein altes, wackliges Vogelbauer besorgt, und dahinein tat ich den gelben Sänger, deckte ihn gut zu und stellte ihn leise unter mein Bett.

Am Weihnachtstag nahm ich behutsam das Vogelbauer und schlich leise ins Wohnzimmer. Hansel sollte einen schönen Platz bekommen, an dem immer die Sonne schien. Deshalb stellte ich ringsherum sämtliche Topfblumen.

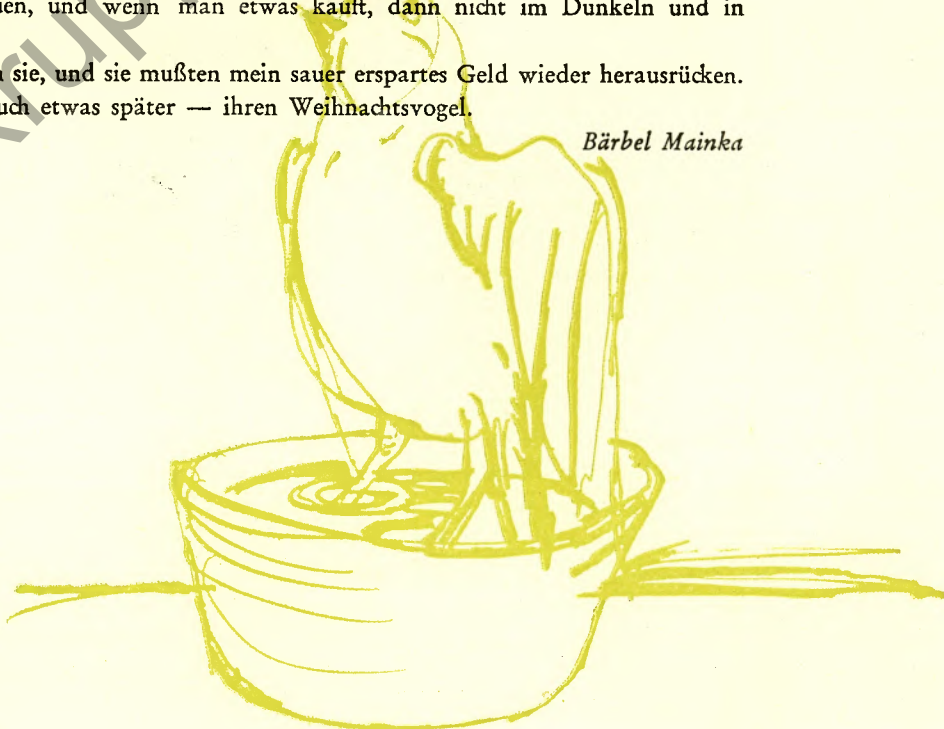
Dann führte ich Mutter ganz feierlich in das Zimmer. Wie freute sie sich! Sie drückte und küßte mich dankbar, und ich hatte nur noch den Wunsch, mein Hansel würde ihr noch schnell etwas vorsingen.

Dessen liebstes Vergnügen war aber sein Badeschüsselchen. Da plätscherte er und war kreuzfidel. Aber als wir aus der Weihnachtsvesper heimkamen, bemerkten wir mit Schrecken, daß das Wasser ganz gelb wurde, und Mutter rief: „O weh! — Das sieht nach Farbe aus!“ Und keine Stunde später war mein schöner, gelber Kanarienvogel ein schwarzer, simpler Spatz!

Da packte mich der Zorn. Ich lief und suchte die Buben. Aber nirgends fand ich sie. In meinem Schmerz tröstete mich meine Mutter und sagte: „Bärbel, laß es dir eine Warnung sein! Solchen Dorfbuben kann man nie trauen, und wenn man etwas kauft, dann nicht im Dunkeln und in einer Tüte!“

Diese Lauser!!! Endlich fand ich sie, und sie mußten mein sauer erspartes Geld wieder herausrücken. Mutter aber bekam — wenn auch etwas später — ihren Weihnachtsvogel.

Bärbel Mainka



Als ein behutsam Licht — —

*Als ein behutsam Licht
Stiegst du von Vaters Thron.
Wachse, erlisch uns nicht,
Gotteskind, Menschensohn!*

*Mach, daß nicht allerwärts
Mensch wider Mensch sich stellt.
Führ das verrat'ne Herz
Hin nach der schönern Welt!*

*Frieden, je, ihn gewähr
Denen, die willens sind.
Dein ist die Macht, die Ehr,
Menschensohn, Gotteskind.*

Josef Weinheber



Ein Tännlein aus dem Walde

*Ein Tännlein aus dem Walde,
Und sei es noch so klein,
Mit feinen grünen Zweigen,
Soll unsere Freude sein!*

*Es stand in Schnee und Eise
In klarer Winterluft,
Nun bringt's in unsere Stuben
Den frischen Waldesduft.*

*Wir wollen schön es schmücken
Mit Stern und Flittergold,
Mit Äpfeln und mit Nüssen
Und Lichtlein wunderhold.*

*Und sinkt die Weihnacht nieder,
Dann gibt es lichten Schein,
Das leuchtet Alt und Jungen
Ins Herz hinein!*

Albert Sergel





Das Hirtenwalzerkind

Im Sauerland, dem Revier der tausend Berge, wo die Ruhr entspringt und die Menschen lieber ein Wort zuwenig als zuviel sagen, saß am Heiligen Abend des Jahres 1827 der Kantor Grimme an der Orgel und spielte das Sanktus. Im Dorf Assinghausen geschah es, das nicht groß ist, aber die Kirche war überfüllt und die Gläubigen sangen sich die liebe Seele frei.

Allein der Herr Kantor, der zu Hause sechs Kinder hatte, zog einen schmalen Mund. Zunächst achtete er auf die Punkte im Notenblatt, denn die musikalische Gewissenhaftigkeit ging ihm über alles; und dann bekümmerte ihn die Sorge ums tägliche Brot, was bei sechs Kindern verständlich sein dürfte.

Doch mitten im Psalmodieren und Registerziehen geschah es, daß Grimmes siebenjähriger Sohn, ein rechter Lausbub, die Orgeltreppe hinanstieg, so polternd wie nur möglich. Dann flüsterte er dem tief in seine Choräle versunkenen Vater ins Ohr: „Die Mutter schickt mich, hörst du —?“ — „Hab' jetzt keine Zeit, Junge.“ — „'s ist aber wichtig, Vater!“ — „Wo brennt's denn, Peter?“ — „Nix brennt. Ein kleiner Junge ist soeben angekommen. Nun wären wir also zu sieben!“

Das war eine Botschaft. Sie warf den frommen Musikanten zwar nicht um, wohl aber brachte sie ihn, dem doch die Gewissenhaftigkeit über alles ging, aus dem Konzept. So sehr, daß der eben noch schmale Mund in die lächelnde Breite ging und daß die Finger ganz des Chorals vergaßen und plötzlich einen Walzer spielten, den die aufhorchende Gemeinde nicht mehr mitzusingen vermochte.

Ein Glück, daß der Pfarrer ein guter Diener Gottes und ein beherzter Freund der Menschen war. Um den Walzer grollte er nicht, und denen, die dem Kantor Grimme schon kündigen wollten, redete er am nächsten Tage den Ärger aus: „Bedenkt doch Leute, das siebente Kind genau in der Heiligen Nacht. Der Herr Kantor wollte dem Himmel nur ein Kompliment machen!“

So lehrte er alle, den Unmut zu lassen und die Gnade zu erkennen. Sorgte weiterhin, daß der brave Grimme als Dorfschullehrer von Assinghausen die monatlichen Taler erhöht bekam. Und mehr noch: Seit jener Weihnacht ist es Brauch und Sitte geblieben, daß in manchen Kirchen des hohen Sauerlandes in der Christusnacht nicht nur das Sanktus erklingt, auch einige Walzertakte folgen nach, die man „Hirtenwalzer“ nennt. Auf ihn freut man sich bis zum heutigen Tag.

Aus dem siebenten Kind ist aber später der westfälische Mundartpoet Friedrich Wilhelm Grimme geworden, der lange das Gymnasium zu Heiligenstadt leitete und 1887 in Münster starb. Er schrieb meist fröhliche Dinge, wie „Sprickeln und Spöne“, „Spargitzen“ und „Diusend Plasaier“. Schrieb sie so fromm und heiter, wie es sich für ein Hirtenwalzerkind füglich geziemte.

H. St.

Besinnung

Wissen heißt die Welt verstehen;
Wissen lehrt verrauschter Zeiten
Und der Stunde, die da flattert,
Wunderliche Zeiten deuten.

Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärtsblickend vorwärtsschauen.

Friedrich Wilhelm Weber

Der neue Kalender

Schmal und schwächlich ist er geworden, der alte Kalender. Das letzte seiner bunten, zahlen- und bilderbedruckten Blätter liegt vor mir. Er war uns ein treuer Begleiter mit Sprüchen, alten Weisheiten und exakten Angaben über Tag und Zeit. Ich kann ihn nicht achtlos aus der Hand legen. Es ist wie eine Abschiedsstunde. Schwer wie ein Stein fällt das alte Jahr in den Brunnen der Vergangenheit.

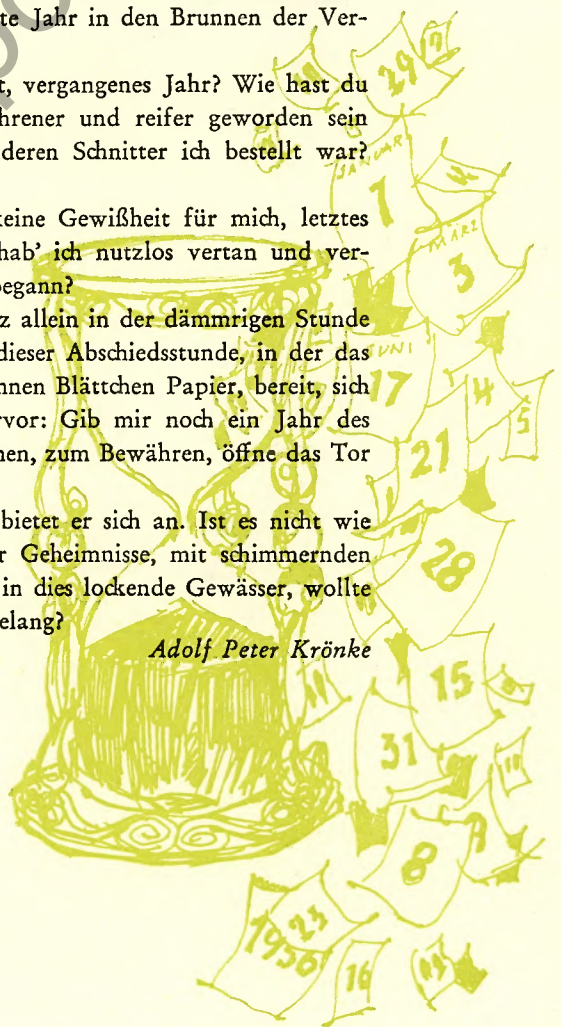
Abschiednehmen zwingt zur Rückschau. Was hast du mir gebracht, vergangenes Jahr? Wie hast du mich befunden, alter Kalender? Wir sollen klüger, weiser, erfahrener und reifer geworden sein in diesem Jahr. Nie kehrt es wieder. Wo stand die Ernte, zu deren Schnitter ich bestellt war? Wo liegt das Korn, das meine Hände einbringen sollten?

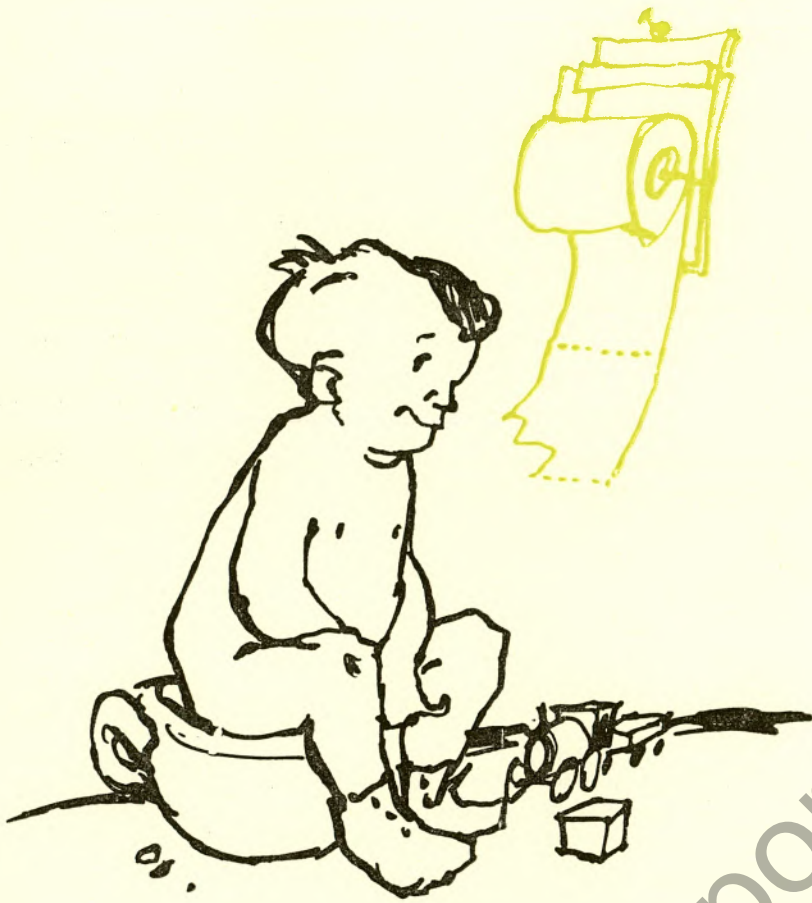
Daß du nur Fragen an mich stellst, alter Kalender! Hast du keine Gewißheit für mich, letztes Kalenderblatt? Hab' ich gewuchert mit der Zeit dieses Jahres, hab' ich nutzlos vertan und vergeudet, was an tausend Möglichkeiten vor mir lag, als das Jahr begann?

In dieser Zwiesprache mit dem letzten Kalenderblatt, die wir ganz allein in der dämmrigen Stunde miteinander halten, fallen alle Masken und Gewänder. Und bei dieser Abschiedsstunde, in der das Gewesene und Gewollte zusammenschmilzt zu einem einzigen dünnen Blättchen Papier, bereit, sich zu lösen und ins Bodenlose zu flattern, wagt sich die Bitte hervor: Gib mir noch ein Jahr des Schaffens, Schöpfer und Erhalter des Lebens, zur Arbeit, zum Planen, zum Bewähren, öffne das Tor zu neuem Beginnen!

Langsam tastet die Hand zum Kalender. Prall, verheißungsvoll bietet er sich an. Ist es nicht wie ein smaragdgrüner Bergsee, das neue Jahr, unergründlich, voller Geheimnisse, mit schimmernden Schätzen auf tiefem Grunde? Wer wollte sich nicht hineinstürzen in dies lockende Gewässer, wollte nicht aufs neue versuchen, zu meistern, was im alten Jahr nicht gelang?

Adolf Peter Krönke





Neujahr

Will das Glück nach seinem Sinn
dir was Gutes schenken,
sage Dank und nimm es hin
ohne viel Bedenken.

Jede Gabe sei begrüßt,
doch vor allen Dingen:
Das, worum du dich bemühst,
möge dir gelingen.

Wilhelm Busch

Silvesterspruch

Schließ ab, o Mensch, das alte Jahr,
war's schön, so war es voll Gefahr!
Nur jene Stunde sei beklagt,
in der du zage nichts gewagt,
nur die sei als vertan bereut,
die keinen Menschen hat erfreut.

Schließ ab, o Mensch, das alte Jahr,
bedenk, was darin köstlich war,
was dir geblüht am Wegesrand,
wo manche stille Freude stand!
War da dein Herz nicht froh und jung?
Bedenke das beim Abschiedstrunk.

Schließ ab, o Mensch, das alte Jahr,
und alles, was dran übel war!
Schlag zu der Unbill harte Tür:
Es kommt ein neues Jahr herfür,
will nicht Verzicht und kurze Pein,
will gut von dir gestaltet sein!

Alfons Hayduk



So ist's richtig!

Das Weihnachtsfest rückt näher nun,
und alle Hände voll zu tun
hat die Familie: Papa,
Mama, sogar Klein Urfula.



Der Vater bastelt, Mutter backt,
Klein Urfel sich die Äpfel packt,
die Nüsse auch, und mit Geschick
vergoldet sie ein jedes Stück.

Ganz hingeeben ihrem Werk,
gilt diesem nur ihr Augenmerk –
Sie nimmt deshalb auch nicht Notiz
von Vaters Kamera und Blitz.

Der nützte die Situation,
weiß er es doch seit Jahren schon,
daß Kinderfotos dann geglückt,
wenn heimlich man aufs Knöpfchen drückt.

Sitzt auch an Urfel mehr vom Gold
als an den Nüssen – Vater grollt
der Kleinen nicht, nein, Vater lacht:
Wir beide haben's recht gemacht!





UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Martin Hartmann und Emil Krasny, Maschinenabteilung, erhielten Belohnungen von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft.

Karl-Heinz Ring, Kaltwalzwerk: Der angebrachte Schutz über dem Stapler der Weißbandzerteilanlage hat sich bewährt, so daß an dieser Stelle durch die Bleche keine Verletzungen mehr verursacht werden können.

Heinz Reschke, Bauabteilung: Die Fallleitungen für den Dachstaub, wie sie schon am Thomaswerk benutzt werden, sollen auf seinen Vorschlag hin auch an den Hochöfen III und IV angebracht werden.

Josef Peterhülseweh, Werk Barop, hat einen auswechselbaren Ablauftisch an der Walze vorgeschlagen, der die Arbeit etwas erleichtert und die Unfallmöglichkeit verringert.

Michael Häring, Maschinenabteilung Hochofen: Die Signalleitung als Sicherheitseinrichtung bei plötzlichem Stillstand des Ofens für die an der Gicht arbeitenden Leute wird auf seinen Vorschlag hin gebaut, so daß an dieser Stelle dann Unfälle mit Sicherheit vermieden werden können.

Leo-Peter Fähnrich, Maschinenabteilung: Die Gleisverlängerung unter der Kranbahn des Roheisenkrans war von dem Betrieb schon seit langer Zeit bestellt worden. Da aber dringliche Arbeiten vorgezogen werden mußten, konnte die Verlängerung nicht durchgeführt werden. Durch den Vorschlag von Fähnrich wurde die Dringlichkeit dieser Anlage nochmals in Erinnerung gebracht.

Heinz Wälter, Elektrotechnische Abteilung, Störungsstelle: Eine Notstromanlage, wie sie für den Fernschreiber vorgeschlagen wird, ist an sich nichts Neues. Doch ist durch das Schreiben von Wälter die Sache nochmals aufgegriffen worden, und es besteht nun die Möglichkeit, daß eine Anlage angeschafft wird, so daß auch bei einem Ausbleiben des Stromes der Fernschreiber weiterarbeiten kann.

Martin Müller, Maschinenabteilung Stockheide: Obwohl die bisher ungeschmierten Zangen an der Ringglühe eine große Haltbarkeit hatten, soll doch versucht werden, die vorgeschlagene Schmierung einzubauen, um eine noch größere Lebensdauer der Zangen zu erzielen.

Jubilare Dezember 1956

40

LEHWALD, EMIL
Maschinenabteilung

ALESTER, FRIEDRICH
Mechanische Werkstätten

KREMER, WILHELM
Versuchsbetriebe

25

ORTMANN, REINHARD
Zementfabrik

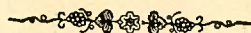
HEINZ, RUDOLF
Maschinenabteilung

KEMMERLING, JOHANNES
Mechanische Werkstätten

FIEGLER, FRANZ
SM-Stahlwerk

JANKOWSKI, JOHANN
SM-Stahlwerk

KEUNING, ARNOLD
Liegenschaften Schwimmbad



Verdienstvolle Mitarbeiter

Franz Czuba, Kesselhaus Stockheide: Die feuerfeste Verkleidung der Umlenkkräfte am Kesselhaus Stockheide hat sich bewährt.

Rolf Breker, Maschinenabteilung Stahlwerke: Die von ihm vorgeschlagenen Kupplungsbolzen sollen eingeführt werden, obwohl wir nicht sicher sind, daß sie Erfolg und Einsparung bringen werden. Bei den meisten Bolzen reißt bekanntlich das ganze Gewinde mit samt den Muttern ab, wobei ein Splint zwecklos wird.

Bruno Reich, Elektrotechnische Abteilung, Drahtverfeinerung: Die von ihm vorgeschlagene Änderung an den Stromabnehmern ist zwar sehr gut, aber auch sehr teuer. Sollten die Betriebsversuche mit Kohleschleifschuhen nicht zur Zufriedenheit ausfallen, würde der vorgeschlagene Stromabnehmer eingeführt werden.

Wilhelm Feuerbaum: Die Änderungen der Spannhebel an den Torstahlmaschinen haben sich gut bewährt und sollen auch an den restlichen Maschinen angebracht werden.

Hermann Rausch, Kaltwalzwerk: Das von ihm vorgeschlagene Blech für die Rutsche an der Neutralisationsanlage Kaltwalzwerk ist eingebaut worden, so daß keine Materialstörungen mehr eintreten können.

Christoph Nolte, Kaltwalzwerk: Bei sorgfältigem Arbeiten würde sich eine zusätzliche Sicherung der Treibapparate II und III im Kaltwalzwerk erübrigen. Nur um auch die letzte Sicherungsmöglichkeit auszunutzen, soll diese Einrichtung gebaut werden.

Karl Ibel, Spezialblechwalzwerk: Das Anwärmen der Dressierwalze ist im Prinzip nichts Neues. Es wird aber auf Grund des Vorschlages jetzt häufiger angewendet und wird bestimmt einige Vorteile bringen, wenn diese auch beim Ausbringen nicht unbedingt zu erkennen sind. Ibel hat sich schon viel mit dem Problem befaßt und auch durch andere Vorschläge sein großes Betriebsinteresse bewiesen.

Matthias Neukirch, Eisenbahn: Die Durchführung seines Vorschlages, den Ablaufberg an der Waage III um 0,5 m zu erhöhen, würde sehr kostspielig werden. Der Betrieb ist durch diesen Vorschlag auf eine andere Lösung gekommen, wodurch die Mängel bei der Rangierarbeit abgestellt werden.

Du hast noch jeden Tag im Werk
geschafft,
wie wenn der Tage Arbeit brächte
Kraft
zum großen heil'gen Werk, zum Fort-
besteh'n.
Da war kein Tag, der in die Dämm-
rung sank,
da nicht des Werks Gedröhn ins Ohr
dir klang
ein Lied vom Leben und vom Weiter-
geh'n.

Ein Lied, vom Schlag des Stahls auf
Stahl erzeugt;
ein Lied, das klirrt und dröhnt, doch
ungebeugt
stehst du im Zucken greller Funken-
glut.
Durchbohrst die Wand, die dich von
Gluten trennt,
und hell und schnell das flüss'ge Eisen
rennt
und füllt die Planne an mit goldner
Flut.

Mit goldner Flut für dich und alle
Welt.
Und doch ist's Stolz und nicht allein
das Geld,
daß dich Gefahr und schwere Arbeit
ireut.
Der Stolz, der das im Schweiß Er-
schaff'ne sieht,
der Stolz, der gleich dem schnellen
Eisen glüht
und der dich bleiben heißt, dereinst
wie heut'.

Franz Kurowski

Benzin-Adel

Die Klage, daß wir keine wohlgeglie-
derte Gesellschaft mehr hätten, ist
nicht ganz berechtigt. Man muß sich
an die Realitäten des geschichtlichen
Augenblicks halten, um zu erkennen,
daß „Gesellschaft“ noch eine Chance
hat.

Aus dem Feudaladel, den Rittersn
— eigentlich Reitern, also Besitzer
von Pferden —, „rekrutierte“ sich die
Fürstenheit. Heute ist das Roß eine
sentimentale Reminiszenz, die jeder
Bauer pflegen kann, sofern es ihm
noch nicht gelang, einen Traktor ein-
zuhandeln. Das Pferd wurde durch
den „fahrbaren Untersatz“, das Auto,
ersetzt. Wer einen Kraftwagen be-
sitzt oder fahren darf, zählt sich zum
Benzinadel. Dieser untergliedert sich,
wie der deutsche Reichsadel, seltsa-
merweise nach Pferdestärken: PS
ist das Wappenschild.

Fürstlich geben sich die 300 PS, kräf-
tig die Mittelklasse und frisch geadelt
die VWs, die sich trotzdem „reichs-
umittelbar“ fühlen, weil ihre Wagen
an das verfllossene Reich ebenso
frappant wie die Reichsautobahnen
erinnern. Zum niederen Adel zählen
die Besitzer von Kabinenrollern,
Motorrollern und Motorrädern. Sogar
die Moped-Fahrer dürften noch Platz
im Nachtrag des modernen „Benzin-
adel-Gotha“ finden.

Fußgänger sind grundsätzlich „nicht-
benzinadlig“. Gelegentlich werden sie
Gäste des Benzinadels sein dürfen,
aber man nimmt sie nicht für voll.
Im Straßenverkehr markiert man sie

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Mancher hat es am Lohntag nicht leicht

Er überlegt hin und her, rechnet kreuz und quer. Denn vielleicht ist er ein Vertriebener oder Flüchtling oder Ausgebombter, der manche langfristigen Verpflichtungen hat übernehmen müssen, um seine Wohnung einigermaßen einzurichten, um den Bedarf an Kleidung und Wäsche für sich und die Seinen aufzuholen, um vielleicht seinem Sohn und seiner Tochter eine gute Ausbildung zu sichern oder ihnen eine Existenz zu gründen. Ach ja, dann hat man es nicht leicht.

Bei unserem Unternehmen — der Summe von Kapital und Arbeit — ist es nicht anders. Auch unser Werk war ausgebombt, vernichtet. Jeder hat sich mühen müssen, dem Werk wieder Arbeitsmöglichkeit zu schaffen. Wir fingen mit der Renovierung überalterter Betriebe an, um überhaupt anfangen zu können. Und Tausende Mitarbeiter konnten nach und nach eingestellt werden. Dann setzten wir an die Stelle der überalterten Betriebe neue Anlagen. Wir investierten — soweit es ging mit eigenen, dann mit fremden Mitteln: wir nahmen Anleihen auf. Denn wir mußten investieren, um Arbeit zu behalten.

Es gibt eine ganz einfache Rechnung

Die Investitionen von gestern schufen unsere heutigen Arbeitsplätze. Können wir heute nicht investieren, behalten wir morgen keine Arbeit. Das ist die ganz einfache Rechnung. So müssen wir auch die Bilanzen, Anschaffungen, Planungen sehen — und auch die Produktionskosten. Sehen wir die große Linie: Die Aufwendungen für Erweiterungs- und Rationalisierungs-Investitionen spielen in der Fixierung des Kapitalbedarfs der Montanindustrie keine geringere Rolle. Leicht wird die kurze Distanz vergessen, die zwischen Kriegsende und heutigem Produktionsstand liegt. Aber selbst diese Zeit war keine Phase des ungestörten Wiederaufbaues. In ihr liegen Demontagen in der Stahlindustrie, das Ausrichtungsverbot in den Untertageanlagen sowie die lange Zeit vergeblicher Bemühungen, einen im Kriege dezimierten Facharbeiterstamm neu heranzubilden. Im Endeffekt zahlreicher anderer, monetärer und technischer Behinderungen liegen heute die Kohlenförderung in der Bundesrepublik weit unter und die Stahlerzeugung nicht im selben Verhältnis über dem Vorkriegsstand, wie das in anderen Ländern der Fall ist.

Frankreich beispielsweise hat seine Rohstahlerzeugung von 1938 auf 1955 mehr als verdoppeln können, in Westdeutschland ist sie innerhalb der gleichen Zeit nur um rund ein Viertel gestiegen. Auch für die nahe Zukunft ergibt sich kein besseres Bild. Frankreich wird 82,5 Millionen Dollar im Bau neuer Hochöfen investieren, was einer Quote von 6,55 Dollar je Tonne Stahlproduktion entspricht, während sich der deutsche Wert auf 3,94 Millionen Dollar beschränkt.

Engpässe müssen behoben werden

In einem Bericht der Montanunion wird der auf den Gesamtbereich des gemeinsamen Marktes berechnete Durchschnittssatz von 4,41 Dollar je Tonne erzeugten Stahles bereits als zu niedrig bezeichnet. Dieselbe Stelle sagt ein europäisches Stahldefizit für 1958 voraus, und man geht nicht fehl in der Annahme, daß der eigentliche Engpaß der Versorgung in Deutschland gesucht werden muß.

Nicht geringer ist der deutsche Investitions-Rückstand im Kohlenbereich. Während andere Länder offenen Zugang zu billigen und langfristigen Marshall-Plan-Krediten hatten, kämpfte der deutsche Steinkohlenbergbau verzweifelt gegen Kapitalverknappung, Entflechtung, Exportauflagen und Festpreise. Anschließend hat man wenig ernsthafte Bemühungen unternommen, das zwischen den einzelnen Revieren aufklaffende Mißverhältnis der Investitionsquoten zu beseitigen. Durchschnittlich lagen die Investitionsquoten im Gebiet der Montanunion bei 1,00 Dollar je Fördertonne. Frankreich überschritt diesen Mittelwert um 42 Prozent, Deutschland wies eine um 21 Prozent geringere Quote auf. Würden sich die Investitionen des Bergbaus seit 1949 im selben Verhältnis entwickelt haben wie seine Anteile an der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung, dann hätte er 1,2 Milliarden DM mehr investieren müssen, als in Wirklichkeit geschehen ist.

Diese Unterlassung bedeutete Verzicht auf eine mögliche Fördersteigerung von 20 Millionen Jahrestonnen, genau dem Wert entsprechend, um den wir hinter den europäischen Nachbarrevieren zurückgeblieben sind.

Mit rund 52 Prozent der gesamten Kohlenförderung und 40 Prozent der Stahlerzeugung steht Deutschland im Zentrum der kontinentalen Versorgung mit Montanprodukten. Es sollte darum nicht länger vertretbar sein, daß seine Investitionsaufwendungen weit unter dem Durchschnitt der übrigen Unions-Länder stehenbleiben.

Wir wollen gar nicht drumherum reden

Was hier für die deutsche kohle- und eisenschaffende Industrie im Rahmen der europäischen und Weltwirtschaft gesagt wurde, das gilt für unsere Hütte ebenso. Wir stehen überall in Konkurrenz. Auch die augenblickliche gute Nachfrage ändert nichts daran: Wir müssen unsere Abnehmer — auch wenn sie „verwandte“ Unternehmen sind — täglich neu gewinnen. Allein unseres Namens willen nimmt uns niemand unsere Erzeugnisse ab. Wir müssen gute Ware produzieren, wir müssen sie zu angemessenen Preisen anbieten. Eine der Voraussetzungen ist, daß wir unsere Betriebe auf den modernsten Stand der technischen Entwicklung bringen, daß wir anhaltend mit der Entwicklung gehen. Das geht nicht ohne Investitionen. Wir müssen also investieren. Eine andere Voraussetzung ist, daß wir in jedem Betrieb die größtmögliche Produktivität erreichen. Das geht nicht ohne Mitarbeit eines jeden. Werden diese beiden Voraussetzungen nicht erfüllt, dann werden wir von der Entwicklung überspielt. Und was das für jeden von uns bedeutet . . .

Übrigens hat in diesen Tagen der deutsche Bundestagsabgeordnete der SPD, Dr. Deist, die Hohe Behörde aufgefordert, angesichts der sich immer mehr verschärfenden Ungleichgewichte auf dem Investitions-

noch zusätzlich: mit den Zebrastrifen, die sie öffentlich deklassieren.

Wie beim alten Reichsadel ist das Einkommen nicht mit der Zugehörigkeit zum Benzinadel identisch. Fürstliche 300 PS durchrasen die Gegenwart auf Kosten des steuerzahlenden Fußvolks. Die Mittelklasse honoriert sich von Spesen, und die VWs fahren auf Werbungskosten. Doch das Benzinadels-Bewußtsein wird dadurch nicht verringert. Entweder hat man oder hat man nicht.

So wird unsere Epoche einmal, wenn unsere späten Nachfahren sie historisierend bewältigen müssen, sich wenig von früheren unterscheiden. Aus dem ritterlichen Reichsadel wurde der motorisierte Benzinadel. Aus dem Fußvolk wurden die Fußgänger.

Man kann an diesen Verwandlungen jedoch schon heute ablesen, daß die Klage, wir hätten keine wohlgegliederte Gesellschaft, teilweise berechtigt ist. Denn: statt „ritterlich“ sagt man heute „motorisiert“ — eine Abstraktion vollzog sich, die wir beklagen müssen, denn wie selten ist das „Ritterliche“ geworden. Und aus dem

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— — Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 † Nachkriegshöchstherzeugung Oktober 1956 = 166 620 † Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536

sektor endlich ihre Zurückhaltung in der Investitionspolitik abzustreifen. Insbesondere solle die Hohe Behörde mit der Bundesregierung über die baldige Inangriffnahme neuer Großinvestitionen im Ruhrkohlenbergbau verhandeln.

Das brennende Problem: Kohle

Mit dem Ziel, für den Steinkohlenbergbau in der Öffentlichkeit mehr Verständnis zu wecken, hat der Unternehmensverband Ruhrbergbau in einer Broschüre „Das brennende Problem“ schlagwortartig die Voraussetzungen zusammengestellt, die für eine ausreichende Kohlenversorgung in der Zukunft erforderlich sind.

Verbunden mit der Forderung „Sichert den Energiebedarf aus deutscher Kohle“ verlangt der Unternehmensverband Ruhrbergbau, daß der deutschen Steinkohle die Fesseln abgenommen werden, die sein Bemühen, die Förderung zu steigern, bisher noch hemmen. „Der Bergbau ist gewillt und in der Lage, eine wirklich ins Gewicht fallende Produktionserhöhung zu leisten. Die sachlichen und finanziellen Voraussetzungen sind kein Wunschtraum, sondern können in jeder Hinsicht wahrgemacht werden, wenn die amtlichen Stellen, die dazu berufen sind, dem Bergbau endlich den notwendigen Spielraum gewähren.

In der Broschüre, die den Untertitel trägt „Was wird mit der Steinkohle?“, weist der Unternehmensverband darauf hin, daß der deutsche Steinkohlenbergbau allein in einer Tiefe von 1200 bis 1500 Metern über 48,6 Milliarden Tonnen abbaufähige Kohlenvorräte verfügt. Bei der gegenwärtigen Jahresförderung von 130 Millionen Tonnen bedeute dies einen Kohlenvorrat für 370 Jahre. 67,2 Milliarden Tonnen Kohlenvorräte seien ermittelt worden, siebenmal mehr, als bisher abgebaut worden seien.

Bis Ende 1956 wolle der Steinkohlenbergbau 30 Millionen Tonnen mehr fördern als 1955 (130 Millionen Jahrestonnen), wünsche dafür aber eine bergbaugerechte Steuerpolitik, Steuerfreiheit für Untertageinvestitionen, neue Förderkapazitäten, eine richtige Bewertung des Untertagevermögens und ausreichende Kohlenpreise. Der Steinkohlenbergbau könnte beispielsweise seine Jahresförderung um 8,4 Millionen Tonnen steigern, wenn er 20 000 Bergleute unter Tage mehr anlegt.

Kohle darf kein Stiefkind sein

Die deutsche Steinkohle, in der Bundesrepublik nach wie vor Energieträger Nr. 1, ist im Bereich der Montanunion nach wie vor die billigste Kohle. Aus den Untersuchungen der Kosten und Ertragslage des Steinkohlenbergbaus, die zuletzt eine Unterdeckung von 3,60 DM je Tonne verwertbarer Förderung ergeben hätten, seien noch keine praktischen Folgerungen gezogen worden. Die Steinkohle, bei der mit 58 Prozent des Produktionswertes die Arbeitskosten am höchsten in der Industrie seien, dürfe nicht länger das Stiefkind der sozialen Marktwirtschaft sein. Im Bergbau sei der Mensch unersetzlich, eine Steigerung der Produktivität durch Automation sei nur begrenzt möglich. Niedrigste Preise und höchste Löhne seien aber eine Utopie.

Nicht zuletzt wird die Steigerung der Kohlenförderung wegen des erhöhten Energiebedarfs auch deswegen als notwendig bezeichnet, damit die Einfuhren an Kohle und Erdöl, die die Außenhandelsbilanz verschlechterten, auf ein volkswirtschaftlich verantwortbares Mindestmaß beschränkt werden können. Durch eine bildliche Gegenüberstellung der in weiter Entfernung gelegenen und unter politischen Spannungen leidenden Erdölfelder des Nahen Ostens und der Steinkohlenvorräte im eigenen Land gibt der Unternehmensverband seiner Meinung Ausdruck; daß es besser sei, sich auch in Zukunft auf die deutsche Steinkohle als wichtigsten Energieträger zu verlassen und ihn zu fördern.

Das ist vergesellschaftet

Der Anteil der Öffentlichen Hand ist erheblich größer, als mancher denken mag. Im Staatsbesitz befinden sich u. a. 91 v. H. der Braunkohlenförderung, 70 v. H. der Aluminiumerzeugung, 55 v. H. der Eisenerzförderung, 45 v. H. der Blei- und 42,6 v. H. der Zinkproduktion, 33 v. H. der Kupfererzeugung, 24,4 v. H. der Erdölförderung, 20 v. H. der Steinkohlenproduktion. Beim Schiffbau macht der Staatsanteil 30 v. H. und bei der Produktion von Personenkraftwagen, Kleinomnibussen und Krankenwagen über 40 v. H. aus. Mit 60 v. H. ist die Öffentliche Hand an der Bilanzsumme sämtlicher Kreditinstitute der Bundesrepublik beteiligt, wobei das Zentralbanksystem außer Ansatz bleibt.

Fußvolk wurde, nach der Abstrahierung des „Volkes“, nur noch der Fußgänger — auch hier ist ein Substanzverlust zu beklagen.

Dennoch: Wir haben den Benzinadel. Er ist wahrhaftig epochal! W. P.

„Was werden die Leute sagen?“

Viel mehr Bekennermut fehlt uns in der heutigen Zeit. Aber nicht einmal so sehr im öffentlichen Leben. Da geschieht es oftmals viel eher und mehr, als viele glauben. Nein — wir benötigen es dringender im täglichen Leben. Allzusehr glaubt dieser oder jener von uns, sich der Meinung seines Gesprächspartners anschließen oder dem Urteil der Mehrheit zustimmen zu müssen.

Sehen wir einmal ab von den Fällen, in denen kein sachliches Urteil möglich ist. Viele wagen es kaum, ihr Urteil, zum Beispiel über einen Film oder ein Buch, unmißverständlich auszusprechen. Sie trauen sich nicht.

Mangel an Persönlichkeit? Weit gefehlt! Sie haben einfach Angst, mit ihrer Meinung alleine dazustehen oder auch als Außenseiter angesehen zu werden. Die ganze Unentschlossenheit ist darauf zurückzuführen: „Was werden die Leute dazu sagen?“

Wer lebt schon sein „eigenes Leben“? Wir sehen doch in allen Schichten, daß der eine meint, es dem andern „gleichzutun“ zu müssen. Hat die Kollegin sich nach der neuesten Mode gekleidet, die Nachbarin neue Gardinen am Fenster, ein Kollege ein Fest in ganz bestimmtem Umfange aufgezogen — dann juckt es uns, dann müssen wir das alles schnell nachholen und, wenn möglich, übertreffen.

Und was sagen und denken die Leute wirklich? Offene Meinung und selbstverständliches, sicheres Handeln werden immer respektiert! Auch wenn sie nicht der eigenen Meinung und Auffassung entsprechen. Nur ein Trottel, Hohlkopf und Wichtigtuer verschließt sich der Meinung der anderen, weil er sich mit seiner eigenen Meinung — sofern er eine hat — begnügt.

Sei du selbst, Kollege! Überlege, ehe du etwas tust und sagst. Aber dann vertrete deine Meinung und Haltung frei und offen. Und frage nie wieder: „Was werden die Leute sagen?“

Alte Ausgaben gesucht

Das Archiv der Westfalenhütte, verbunden mit der Bücherei, sucht zur Vervollständigung alter Jahrgänge Einzelnummern der früheren Hoesch-Werkzeitschrift zu kaufen, und zwar fehlen dem Archiv vom

Jahrgang 1940 die Nummern 1 (Januar), 5 (Mai), 7 (Juli); Jahrgang 1944 Ausgabe A die Nummern 1 (Januar), 2 (Februar), 3 (März), 10 (Oktober), 11 (November), 12 (Dezember), Ausgabe B vollständig.

Für jede der genannten Nummern zahlt die Bücherei 2,— DM. Wir bitten, sich dort (Oesterholz- Ecke Hirtenstraße) zu melden.

TECHNIK und PRODUKTION

Die Entwicklung der westdeutschen Stahlproduktion

Über die künftige Entwicklung der westdeutschen Stahlproduktion hat der Züricher Nationalökonom Prof. Friedrich Lutz eine längerfristige Prognose aufgestellt. Er kam unter der Voraussetzung einer unverkürzten Arbeitszeit für 1970 auf 39 Mill. t jährliche Rohstahlerzeugung und für 1980 auf 53 Mill. t gegenüber 21,3 Mill. t im Jahre 1955. Bei einer auf 43 Wochenstunden verkürzten Arbeitszeit lautet seine Schätzung auf 34 bzw. 46 Mill. t Rohstahl. Diese Untersuchung geht davon aus, daß sich die Industrieproduktion Westdeutschlands, die von 1952 bis 1955 um durchschnittlich 4,7 Prozent jährlich gestiegen war, in den nächsten 25 Jahren dem US-amerikanischen Steigerungssatz von knapp 3 Prozent annähern werde. Das entspricht etwa der Steigerung, die die Hohe Behörde in ihrem Memorandum zugrunde gelegt hat. Von der eisenschaffenden Industrie selbst, die für dieses Jahr mit einer Rohstahlerzeugung von 23,5 Mill. t rechnet, werden für 1960 etwa 30 Mill. t genannt. Allerdings wurde auf dem letzten Eisenhüttenstag von Prof. Schenck die Einschränkung gemacht, daß eine Jahresproduktion von 30 Mill. t möglicherweise auch erst bis 1963 erreicht werden könnte. Zu etwa dem gleichen Ergebnis kommt eine vor kurzem veröffentlichte Untersuchung des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften. Dieses rechnet für 1960 mit einer Rohstahlerzeugung zwischen 28 und 30 Mill. t.

Jährliche Produktionserhöhung um 6 Prozent

Wenn man die Westdeutschland betreffenden Untersuchungen zusammenfaßt, wäre für die Zeit bis 1960 mit einer Ausdehnung der Stahlproduktion um 6,5 bis 8,5 Mill. t zu rechnen. Nimmt man davon das Mittel von 7,5 Mill. t, so ergäbe sich eine jährliche Steigerung um 1,5 Mill. t oder etwa 6 Prozent. Demgegenüber rechnen die amerikanischen und britischen Sachverständigen mit einer Erhöhung der Weltrohstahlerzeugung bis 1960 um jährlich 4 Prozent. Die westdeutsche Stahlerzeugung würde während der nächsten Jahre im Vergleich zur Weltproduktion stärker wachsen. Aber auch die übrigen Länder der Montanunion düften ihre Kapazitäten in relativ größerem Umfang ausbauen, als die stahlerzeugenden Länder der übrigen Welt; vielleicht mit Ausnahme der Sowjetunion, die für 1960 eine Erhöhung ihrer Rohstahlerzeugung auf 68 Mill. t gegenüber 45 Mill. t im Jahre 1955, also um etwa 50 Prozent, plant. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, daß die anglo-amerikanische Schätzung nicht zu niedrig bemessen ist.

Alle über das Jahr 1960 hinausgehenden Vorausberechnungen enthalten naturgemäß größer werdende Unsicherheitsfaktoren. Sie dürften noch nach oben oder unten berichtigt werden. Die Stahlindustrie muß dies in Erwägung ziehen, denn die Erweiterung der Stahlkapazität erfordert langfristige Investitionen. Für eine Tonne zusätzlicher Rohstahlkapazität sind etwa 1000 DM erforderlich. Die eisenschaffende Industrie Westdeutschlands müßte danach allein für Hochofen- und Stahlwerksanlagen in jedem der nächsten fünf Jahre rund 1,5 Milliarden investieren.

Verbesserte Konstruktion von Werkzeugen mit Hartmetallschneiden

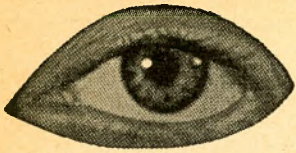
In einem Schneidwerkzeug lassen sich Härte und Zähigkeit nicht vereinen. Höhere Verschleißfestigkeit ist mit größerer Sprödigkeit verbunden. Viele Versuche, harte Schneidkanten mit zähem Grund herzustellen, sind bisher gescheitert. Eine neue Methode, die jetzt von der europäischen Produktivitätszentrale bekanntgegeben war, läßt die Lösung dieses Problems zu. Wenn man zwischen der Hartstoffschneide und dem Werkzeugschaft eine weiche, aber zähe Karbideinlage anordnet, so kann ein übermäßiges Zerspanen und Aufreißen bei der Hochleistungsbearbeitung von Spezialschmiedestücken überwunden werden. Die Leistungsfähigkeit des neuen Werkzeugs ist fünfmal größer als bei den bisher üblichen. Die Karbidzwischen-schicht, die an den Werkzeugschaft mittels eines Silberlotes angelötet wird, ist 4,7 mm dick. Auf die Zwischenschicht wird dann die härtere Hartmetallsorte aufgelötet. Die Biegefestigkeit der Zwischenschicht soll der von 14,3 mm starkem Stahl entsprechen. Die Bruchfestigkeit beträgt 241 kg/qmm. Bei der Bearbeitung von Schmiedestücken können 9,5 mm tiefe Schnitte bei einem Vorschub von 0,5 bis 0,7 mm und einer Geschwindigkeit von 106 bis 222 m je Minute durchgeführt werden.



Es ist eines der nach der Währungsreform am häufigsten gebrauchten Schlagworte, abgeleitet von dem lateinischen *expandere* = ausdehnen. Auf die Wirtschaft bezogen heißt es, daß die Produktion und die Beschäftigung bei zunehmendem Absatz immer größer werden; in der Politik meint es die räumliche Ausweitung von Ländern oder auch die Eroberung neuer Gebiete durch Ideologien. Expansionen können also nützlich oder auch gefährlich sein.



Die Bezeichnung „Kasko“ kommt aus dem Spanischen und bedeutet „Schiffsrumpf“. Eine Kaskoversicherung deckt Schäden am Kraftfahrzeug, Schiff oder Flugzeug selbst, nicht an den beförderten Personen oder Gütern. Die Kaskoversicherung, die (im Gegensatz zur Haftpflicht) freiwillig abgeschlossen wird, tritt auch nicht für durch normalen Verschleiß eingetretene Schäden ein, sondern nur für solche, die durch Unfall, Feuer, Explosion und bestimmte Witterungseinflüsse (Blitz, Sturm, Hagel, Eisgang) eintreten, das heißt, sie ersetzt die Unkosten, die durch die Wiederherstellung des ursprünglichen, unbeschädigten Zustandes des Fahrzeuges entstehen.



BLICK IN DIE PRESSE

Das verlorene Gesicht

Was wir heute in der Welt erleben, ist das Drama des verlorenen Gesichtes. Da hat sich dieser Oberst Nasser, dieser kleine Hitler am Nil, genau wie sein Vorgänger zu weit vorgewagt, zu viel versprochen und zu viele Erwartungen der Massen und der arabischen Welt in Bewegung gebracht. Er konnte schließlich nicht mehr zurück, ohne sein Gesicht zu verlieren. Und darum desertierte er nach vorn, wie es damals in den Jahren 1937, 1938 und 1939 in Deutschland geschah. Die Demonstranten, die für die Freiheit und Unabhängigkeit der farbigen Völker demonstrieren und gegen den alten Kolonialismus protestieren, haben recht, aber ist Nasser das Idol dieser Erwartungen und nicht eher ein Mann wie Nehru?

Das überschritt die Grenze, die die beiden westlichen Nationen, England und Frankreich gezogen hatten und die sie nicht aufgeben konnten, jedenfalls nicht auf diese Weise, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Es ist eine lange Entwicklung gewesen, ein Weg, der Schritt um Schritt zurückführte und Stück um Stück des Bodens aufgab, bis zu dem Augenblick, als der ägyptische Oberst an den Kanal rührte. Da war es vorbei; da ging es um das Gesicht! Die Menschen, die heute in England und Frankreich den Gegenstand ihrer Staatsmänner jubelnd begrüßen, meinen nicht allein den Kanal. Sie meinen die vielen Jahre vorher, in denen man Schritt um Schritt zurückging und Schlag auf Schlag hin nahm. Die Grenze war erreicht, wo man das Gesicht zu verlieren drohte.

Die Sowjets ringen

seit dem Tode Stalins um einen Übergang vom System des roten Zaren in ein liberaleres System der kollektiven Führerschaft und der inneren und äußeren Entspannung. Das ist keine leichte Aufgabe. Das ist ein unerhörtes Unterfangen, und das sollte man anerkennen! Der 20. Kongreß der KPdSU brachte eine Revolution und zur Abrechnung Chruschtschows mit dem toten Stalin gehörte ein gewaltiger Mut. Aber seitdem ist es auch Schritt um Schritt zurückgegangen. Es wurde im Inneren besser, aber es wurde nicht gut. Es wurde aber außen schlechter. Da waren die Mao und Tito, die plötzlich als einzelne größer und bedeutender erschienen als jenes vielfältige und vielleicht auch zwiespältige Kollektiv. Da kamen die anderen, die Nehru, Togliatti, Gomulka und die vielen kleineren Namen, die alle gleichberechtigt sein und ihren eigenen Weg zum Sozialismus gehen wollten. Es gibt auch dort drüben Tories und Männer von ech-

tem stalinistischem Schrot und Korn, denen sich das Herz im Leibe umdrehte bei dieser Entwicklung und diesem Rückschritt. Es gibt sie nicht nur in England und Frankreich! (Von Deutschland ganz zu schweigen!) Man näherte sich der Grenze, wo es um den Verlust des Gesichtes ging. Diese Grenze hieß: Ungarn!...

Zu spät

Dieses Drama des verlorenen Gesichtes, das sich vor den Augen der Welt abspielt, steht bisher unter dem Zeichen des „zu spät“, das sich auf alle seine einzelnen Phasen beziehen läßt. Als der ägyptische Botschafter nach Washington zurückkehrte, um der amerikanischen Regierung mitzuteilen, der Oberst Nasser habe sich nun nach langem hybridem Warten entschlossen, das Angebot zum Bau des Assuan-Staudammes anzunehmen — (es war vor 3½ Monaten!) —, da war es schon zu spät; der Augenblick war verpaßt. Es war zu spät, als Eden und Mollet handelten; so etwas tut man sofort oder gar nicht. Es war 48 Stunden zu spät, als Nagy an die Macht kam; in diesen 48 Stunden kamen die Kräfte in Bewegung, in denen das Scheitern der Revolution beschlossen lag...

Die Stunde drängt

Bisher hat das Drama des verlorenen Gesichtes zwei Akte gebracht, in Ungarn und Ägypten, und sie sind trostlos und traurig genug. Man sollte es nicht zu Ende spielen. Denn es sollte doch nicht übersehen werden, wie sehr alle Beteiligten gerade bei diesem Kampf um ihr Gesicht ihr Gesicht verlieren und wie tief der Glaube des Mannes auf der Straße an die Moral und alles, was ihm heilig ist, dadurch erschüttert wird. Wer glaubt denn zum Schluß noch was und wem? Das aber muß bald geschehen; denn die Stunde drängt. Es ist schon einige Male in dieser ganzen Entwicklung auf wenige Stunden angekommen. Es darf diesmal nicht wieder zu spät sein, denn nun sind die Dinge an einen Punkt herangetrieben, an dem das Drama über die einzelnen tragischen Akte hinweg zur Welttragödie werden kann. (Hans Zehrer in „Die Welt“)

Zur großen politischen Krise

... erklärte Otto Brenner, der Vorsitzende der IG Metall, vor den Vertrauensleuten der Duisburger Metallbetriebe: Gewiß mögen im Verlauf des Aufstandes der ungarischen Freiheitskämpfer Ausschreitungen vorgekommen sein, die wir nicht billigen können. Gewiß mögen auch so manche ehemalige Großgrundbesitzer und Reaktionäre von der Wiederherstellung ihrer Macht geträumt haben — aber was auch immer in Ungarn während der Revolution geschehen sein mag: Die Verantwortung dafür tragen die Stalinisten, die länger als ein Jahrzehnt das ungarische Volk, die ungarische Arbeiterbewegung unterdrückt und verfolgt haben! Sie haben jetzt nur geerntet, was sie selbst gesät haben!... Ich bin davon überzeugt, daß Rußland die Niedermetzlung der ungarischen Freiheitskämpfer nicht gewagt hätte, wenn nicht einige Tage vorher England und Frankreich die

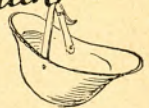
westliche Freiheit und Demokratie diskreditiert und Ägypten überfallen hätten... Wenn man die Entwicklung im letzten Jahre in Polen und Ungarn betrachtet..., dann fragt man sich, ob die Drohung Rußlands mit dem dritten Weltkrieg nicht ein Ablenkungsmanöver war, um der eigenen Schwierigkeiten Herr zu werden. Sie scheinen so groß zu sein, daß Rußland selbst das Risiko eines Weltkrieges auf sich nehmen wollte.

Frauen um sechzig

Die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau... endet an der Schwelle des siebenten Lebensjahrzehnts. Das ist das Ergebnis zahlreicher arbeitsphysiologischer Untersuchungen der letzten Zeit: Während das männliche Geschlecht zugleich mit der größeren Lebenserwartung auch eine längere Arbeitsfähigkeit aufweist..., ist die berufstätige Frau meist bereits vor Vollendung des 60. Jahres verbraucht. 85 Prozent aller im Arbeitsprozeß stehenden Frauen müssen im Alter von 56 bis 59 Jahren invalid geschrieben werden, also aus den Betrieben ausscheiden. Diese Tatsache wird bei der kommenden parlamentarischen Auseinandersetzung über die Rentenversicherung eine große Rolle spielen. Während der bisherige Gesetzentwurf der Bundesregierung eine gleichmäßige Altersgrenze für Männer und Frauen mit 65 Jahren vorschlägt, möchten zahlreiche Abgeordnete bei Koalition und Opposition eine unterschiedliche Behandlung der beiden Geschlechter durchsetzen. Ein Kompromißvorschlag wurde erst letzthin wiederholt: Danach soll die berufstätige Frau bereits mit der Erreichung des 60. Jahres das Recht haben, Antrag auf ein Altersruhegeld zu stellen; sie brauche es aber nicht, wenn sie sich weiterhin arbeitsfähig fühlt. Mit dieser juristischen Entscheidung allein wird es aber nicht getan sein... Was die Frau am Arbeitsplatz gebraucht, ist eine bessere Berücksichtigung ihrer körperlichen und seelischen Eigenart; Werkzeuge, die ihrer geringeren Reichweite und Hubhöhe, Fußvorrichtungen, die ihren kürzeren Beinen entsprechen. Erst wenn dies geschehen ist, wird es möglich sein, die Frau als „letzte Arbeitskraftreserve“ zu mobilisieren.

(Badische Neueste Nachrichten)

Kollege Hättich



„Hätt'ich doch
meinen Schutzhelm
auf meinem Koppe
gehabt -
anstatt im
Spind, ich
Döskopp!“



Das interessiert die Frau

Liebesgeflüster

„... Ach ...“

(Heinrich Heine)

Haben auch wir nur Engel als Männer?

Machen wir erst mal einen kleinen Sprung über den Kanal in das Land des Konservatismus: Hier sind in den letzten Jahren cook (Köchin), butler (Hausmeister) und personal maid (Hausmädchen) aus den Wohnungen verschwunden — aus Sparsamkeitsgründen oder aus Raum-mangel. Heute haben hier alle Mitglieder der Familie im Bereich der Küche nicht nur gleiche Rechte, sondern auch gleiche Pflichten, und die meisten Ehemänner betrachten es — wie in Amerika — schon als selbstverständlich, daß sie nach dem Dinner auch beim Abwaschen und Abtrocknen helfen, sofern sie dabei nicht überhaupt auf die Mitarbeit der Hausfrau verzichten müssen, vielleicht weil das Fernsehprogramm deren Abwesenheit erfordert.

Diesen Zug zur „Demokratisierung des Haushaltes“ propagieren die irischen Leineweber durch die Fabrikation von Tüchern, die zunächst nur als Trockentücher Verwendung fanden, jetzt aber auch als Cocktail-, Tablett- und Teetischdecken gebraucht werden. Diese bunte Leinen-wäsche, mit Romantik, Witz und Parodie gewürzt (unsere Abbildungen),



„Be an angel and wash up“ ist eine im englischen Haushalt oft gehörte Aufforderung: Sei ein Engel und spüle das Geschirr. So hören es die Kinder nach dem Essen; so kriegt es auch der brave Ehemann zu hören. Der Entwerfer dieses irischen Leinentuches interpretiert den Ausspruch wörtlicher als üblich.



„Play the game“ kann zwar eine freundliche Aufforderung zum Golfspiel sein, wird aber, wie die Unterzeile „Help with the housework“ und der Staubwedel in der Golftasche lehren, hier als weniger sportlich gemeinte Ermahnung für „ihn“ verstanden: Komm schon und hilf ein bißchen im Haushalt!

hat die Gläser- und Küchentücher auf eine freundliche Ebene gestellt: sie hat ihnen Zutritt zu allen Gesellschaftsschichten verschafft. Und sie sind sicherlich nicht ohne Wirkung in England.

Und wie ist es bei uns? Finden unsere Männer es als nettes Spiel, im Haushalt zu helfen? Sind sie Engel und helfen aufwaschen? Oder sind sie „konservativer“ als die konservativen Engländer? Es würde interessant sein, hier die Meinung unserer Frauen zu hören.

Eines der hauptsächlichsten Merkmale des Menschen ist sein Hang, zu lieben. Aber er liebt zuviel oder zuwenig. Er liebt sein Land, die Ehe, sein Kind, Makkaroni mit Tomatensoße. Oder sich selbst. Für diese Dinge ist er bereit, andere Dinge zuwenig zu lieben.

Das klingt herbe. Aber an Extremen leidet die Welt. Und wir müssen gerecht sein. Die Liebe und die Einkommensteuererklärung bemessen den Wert des Menschen. Ein Mann, der nicht raucht, ist verdächtig. Entweder ist er krank, oder er will einen Rekord brechen. Oder er hat kein Geld. Dann würde er trotzdem rauchen. Aber ein Mann, der nicht liebt, belastet uns. Er hat entweder eine Weltanschauung, oder er macht sich Gedanken. Oder er hat keine Zeit, weil er Geld verdienen muß. Dieser Fall ist der schlimmste. Er ist gewissermaßen eine permanente Bedrohung der sittlichen Weltordnung. Männer denken oft über dieses Problem nach. Aber nur fünf Minuten vor Büroschluß.

Doch Liebe macht nicht allein glücklich. Sie macht auch unglücklich. Es ist viel über die Kunst geschrieben worden, glücklich zu sein. Unglücklich zu sein, ist keine Kunst. Es ist Veranlagung. Frauen unter 18 Jahren haben sie. Über 18 sind Frauen nicht unglücklich. Sie sind unausgefüllt. Diese Tatsache ist hochwichtig für die Bilanzen von Konditoreien, für Kinos, Verfasser von Fortsetzungsromanen und Rechtsanwälte.

Aber wir können beruhigt sein. Wo man vergeblich nach Liebe sucht, findet sich oft Erotik. Sie ist gewissermaßen ein Kind der Liebe. Liebe setzt Erotik voraus. Erotik jedoch nicht unbedingt Liebe. Liebe ist sozusagen Kultur. Und Erotik ist die Zivilisation. Es ist genau wie mit der Badewanne. Nur umgekehrt. Sie zu haben ist Zivilisation. Sie aber zu benutzen ist Kultur.

Dieter Korp

Kleine Meinungen

Es sagte...

... ein kleiner Junge zu seinem Freund: „Also so ist das! Ich habe mir schon immer gedacht, der Storch hat doch für sieben bis acht Pfund Ladung eine viel zu kurze Flügelspannweite.“

... eine Modekünstlerin zu einer Kundin: „Ihre Kleider sollten so eng anliegen, daß man sieht, Sie sind eine Frau, und so lose, daß man sieht, Sie sind eine Dame.“

... eine Frau vor ihrer Abreise zu ihrem Mann: „Der menschliche Körper besteht zu 76 Prozent aus Wasser. Bitte Sorge dafür, daß das so bleibt, während ich weg bin.“

... ein Mann auf einer Autofahrt zu seiner Frau: „Könntest du nicht ein bißchen meckern? Ich bin so schläfrig.“

Das fanden wir ergötlich in „DAS BESTE aus READERS DIGEST“.



Unser Briefkasten

Eine Klasse schreibt uns:

Die Klassen IIa und IIb des Mittelschulzuges der Lindenschule in Stuttgart-Untertürkheim sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns auf die lebenswürdige Anregung des Herrn Schickentanz hin für die Erdkunde Ihre Werkzeitschriften geschickt haben. Dadurch bekommen wir eine gute Vorstellung vom Ruhrgebiet und der harten Arbeit, die dort verrichtet wird.

Wir werden diese Werkzeitschriften in unserer Lernmittelabteilung eingliedern, damit auch die nachkommenden Schüler damit arbeiten können. Nochmals unseren und auch unserer Lehrer herzlichen Dank!

Mit freundlichen Grüßen

Der Klassensprecher Klaus Birkholz

Wem Gott will . . .

Wem Gott will rechte Gunst er-
[weisen,
den schickt die Hütte auch mal auf
[Reisen.
Wir fuhren mit Regen, war das eine
[Qual,
aber dennoch ging die Fahrt zu Ende
[allzumal.

In der Klosterschänke bei Familie
[Paar,
fanden wir unser Quartier, direkt
[wunderbar!
Das Wasser und Wetter war uns allen
[hold,
so wie wir es wünschten, die Sonne
[wie Gold.

Früh nach Kaffee und Mittagssmahl,
walzten wir schon durch Wald, Feld
[und Tal.
Unsere Touren führten oft nach Alraf
[und Scheid,
doch niemals war uns der Weg zu
[weit.

Wir gingen über manch' Hindernisse,
und vergaßen dabei nicht zu pflücken
[die Nüsse.

Unser Paul, flink wie ein Wiesel,
sprang beim Fotografieren über
[Hecken und Wiesen.

Oft ließ er zu Haus seinen Rock,
um zu suchen im Walde, zum Gehen
[einen Stock.
Die „einen“ waren schön, die
[„anderen“ besser,
er schnitzte sie uns mit dem Taschen-
[messer.

Unser Rudi tat auch viel an Stöcken
[schnitzen,
doch meinte er, besser läßt's sich in
[der Klosterschänke sitzen.
Von Doppelwacholder hält er sehr
[viel,

das hebt nicht nur die Stimmung, der
[schmiert auch die Knie.
Flaschenbier trinkt er hinterher auch,
das sei wichtig für die Verdauung
[und für den Bauch.

Elli war geladen mit goldnem Humor
und trug uns allerhand Dönes vor.
Manchmal fiel Ida das Wandern

[schwer,
dann kam Paul als Schlepper schnell
[hinter ihr her.

Emmy dagegen, unser jüngster Spatz,
hatte immer Verlangen nach ihrem
[Schätzchen und Schatz.

Hedwig dagegen war steil wie ein
[Stock
und fällt in den Liegestuhl wie ein
[müder Hühnerbock.

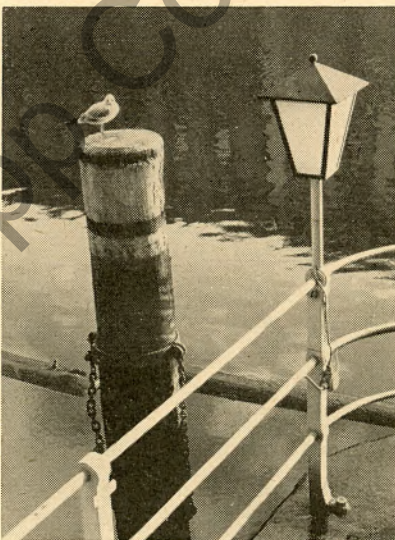
Was hier angeführt, ist alles wahr!
Für das leibliche Wohl sorgte Familie
[Paar.

Das Minchen war in allem so fleißig
[wie ein Bienchen,
sie machte uns 'tets das Essen so nett,
man konnte es merken: die Bäuchlein
[wurden rund und fett.

Auch der Hermann ist fleißig und
[hold;
wenn etwas war, sagte er stets, wie
[„ihr wollt“

Sein Haus trägt stolz den Namen
[„Klosterschänke“,
auch bürgt sein Name für Qualität
[und geistige Getränke.

Wacholder und Bier, alles kannst du
[von ihm haben,
auch hat er nebenan einen schönen
[Laden.



PUNKTCHEN AUF DEM I

Viele sind schon auf dem Dampfersteg gestanden und haben mit ihren Kameras die Gegend abgeknipt, die Spiegelungen auf dem Wasser, die Schiffe und die Menschen darauf. Aber keiner hat sich dazu so viel Zeit genommen wie der eine, der heute droben auf dem Bollwerk sitzt und mit der Geduld eines Anglers schon seit einer Viertelstunde durch den Sucher blickt. Was sieht er und was sucht er bloß? Der Pfahl und die Laterne waren ja gestern auch schon da. Wieder vergehen fünf Minuten. Dann gleitet eine Möwe heran, landet auf dem Pfahl, äugt zu dem seltsamen Kunden herauf — und nun macht es end'lich „klick“ Und wir, die wir das Bild nun sehen, wir wissen auf einmal, weshalb der Mann so lange gewartet hat. In seinem Bild hätte ja sonst das Punktchen auf dem i gefehlt — eben die Möwe.

Zu kaufen gibt es dort Rollmöpfe mit
[Druckknöpfen,
Gehacktes in Flaschen, geknöppte
[Netze und Einkaufstaschen.

Manchmal wird viel die Arbeit durch-
[aus,
dann springt die kleine Anny wie
[ein Wiesel durchs Haus.

Zu finden ist die Anny überall,
uns alle zufriedenzustellen, ist ihr
[besonderer Fall.

Der Letzte in der Familie, dann sind
[es ihrer „Vier“,
das ist der Heinz mit dem „Schiller-
[klavier.

Er spielt zum Tanz und auch zum
[Gesang,
solch eine Erholung wünschten wir
[uns alle schon ein Leben lang.

Nun nehmen wir Abschied, sei es
[länger oder ein Jahr,
wir versprechen es euch! Familie
[Paar,

zu kommen noch einmal wieder,
bis zum Schluß laßt uns singen frohe
[Lieder.

Habt herzlichen Dank, für gute
[Speisen und Trank.
Auf Wiedersehen sei unser letztes
[Wort

so leicht vergessen wir nicht diesen
[Ort.
Auch allen netten Menschen im Dorf
[gilt unser Gruß,

es ist nun mal so, wir müssen nach
[H u s.

Wohnungstausch

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Miete 50,30 DM, Werksnähe.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer mit Bad, möglichst Barop-Hombruch oder sonstiger Vorort Dortmunds, Miete bis 75,— DM. (9)

Biete: 2 Zimmer, Altb., Miete 25 DM.

Suche: 3 Zimmer im östlichen Teil Dortmunds. (10)

Biete: 1 möbl. Zimmer, 18 qm, mit Heizofen, Miete 50,— DM.

Suche: 1 bis 2 leere Zimmer, möglichst Werksnähe. (11)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, mit Balkon, 30 qm, Altbau, Werkswohnung, Miete 21,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Nähe Borsigplatz, möglichst Werkswohnung, Miete bis 60,— DM. (12)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, Neubau, parterre, 40 qm, werksgeb. Wohnung im nördlichen Stadtgebiet, Miete 40 DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, Nähe Borsigplatz oder Körne, I. Etlg., Werkswohnung, Miete bis 65,— DM. (13)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, 30 qm, I. Etage, neu aufgebaut, Miete 31,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 75,— DM. (14)

Biete: 2 Mansarden u. Keller, 17 qm, Miete 25,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (15)

Das gute Buch

Herders Kleines Bildungsbuch

844 Seiten Text mit zahlreichen Abbildungen sowie 215 Abbildungen auf 160 Bildtafeln, geb. in Leinen 14,50 DM, geb. in Halbleder 20,— DM, geb. in Kunstleder, wattiert, mit Kopfgoldschnitt 22,50 DM.

Als der Großvater noch lebte, gab es noch eine überschaubare, geordnete Welt. Jeder hatte seinen Platz darin, wußte, wie er sich verhalten sollte, wurde mit den Ereignissen fertig. Die gute alte Zeit — haben die alten Leute nicht recht, die sich danach zurücksehnen?

Hilflos steht der Mensch heute dem Ansturm der Dinge gegenüber. Er weiß wahrscheinlich viel mehr als seine Vorfahren, aber er überschaut die Ereignisse kaum noch, weil er seine eigene Stellung im ganzen nicht mehr versteht. Daß er in der modernen, technisierten Welt immer mehr zum belanglosen Massenteilchen zu werden droht, ist seine geheime Not. Darum möchte man „Herders Kleines Bildungsbuch“ ein notwendiges Buch nennen; denn hier ist der mutige Versuch unternommen worden, vor allem die junge Generation wieder an die großen Zusammenhänge der Welt und des Lebens heranzuführen.

Was dieses Buch allein an Wissensstoff bietet, beweist das 2500 Begriffe umfassende Schlußregister. Das Werk gibt aber mehr als Wissensstoff. Es zeigt, in welchen sachlichen Zusammenhang die Dinge einzuordnen sind, und schon dadurch vermittelt es dem Leser wirklich lebendiges Wissen und einen guten Überblick. Doch es zeigt auch zugleich, in welchem Zusammenhang die Probleme zu seinen persönlichen Entscheidungen stehen. Es führt also nicht nur in die Breite des Wissens, sondern auch in die Tiefe des Lebens. Es hilft die Welt zu sehen, zu verstehen und sie zu meistern. In der Ordnung der Welt erfährt der Mensch auch seine eigene Ordnung.

Das spiegelt sich auch im Aufbau des Werkes. Es ist nicht nach abstrakten Wissensgebieten gegliedert, sondern folgt den Erlebniskreisen, die jeder in seiner Begegnung mit der Welt durchschreitet, von den Problemen des Ich über die Sinndeutung der kleinen und großen Gemeinschaften zu den neuesten Erkenntnissen der Natur- und Geisteswissenschaften. In dem abschließenden Kapitel „Mein Glaube“ dringt die Darstellung zu den letzten Fundamenten des Lebens vor, und hier wird dann auch die Sinnmitte offenbar, von der das Werk nach allen Seiten hin durchformt ist: die Verantwortung des Christen vor der Welt.

Das Goldene Buch des Humors

Ein Haus- und Vorlesebuch für den Familien- und Freundeskreis mit Beiträgen nur deutscher Autoren der Gegenwart. Leinen, 504 Seiten, 19,80 DM. Verlag G. W. Niemeyer, Hameln.

Es ist wahrlich ein goldenes Buch des Humors, ein sonniges Buch für dunkle Tage und Stunden. Von den vielen Autoren, die Bekanntes und Unbekanntes beisteuerten, seien nur genannt: Eugen Roth und Felix Riemkasten, Martin Beheim-Schwarzbach und Thad-

däus Troll, Peter Purzelbaum und Jo Hanns Rösler, Hanz Reimann und Irmgard Keun, Heinrich Böll, Fritz Penzoldt und viele andere. Ein Buch, das viel Freude bringen und viele Freunde gewinnen wird.

Die heilige Spur

Eine Sammlung deutscher Legenden. Herausgegeben von Otto Heuschele. 128 Seiten. Pp. 2,80 DM. J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart. Das kleine Legendenbuch bietet aus dem reichen Schatz deutscher Legenden eine Reihe besonders charakteristischer Beispiele. Neben Legenden des frühen deutschen Mittelalters treten die Legenden klassischer deutscher Dichter, und schließlich findet der Leser eine ganze Reihe Legenden, die uns zeitgenössische Dichter geschenkt haben. So ist ein Buch entstanden, das den Leser dieser unruhig und rastlos gewordenen Gegenwart in die Sphäre des Heiligen und Zeitlosen zu führen vermag. Was aber wäre notwendiger als eine solche Führung?

Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr

Arnold Habicht. Die Geschichte einer baltischen Familie im Wandel der Jahrhunderte. 512 Seiten. Leinen 14,80 DM. J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart.

„Die Geschichte einer baltischen Familie im Wandel der Jahrhunderte“ — der Untertitel charakterisiert das Geschehen. Als Handwerker kommt der erste Habicht im Mittelalter nach Livland. Die Nachkommen werden Lehrer und Kantoren. Aufstieg, Rückgang und erneuten Aufstieg erlebt die Familie, deren Männer und Frauen fest und nüchtern im Leben stehen, den vielfältigen Gefahren unruhiger Zeitläufe mutig begegnen und sich stets aufs neue ihrer Verantwortung als Deutsche in einer fremdvölkischen Umgebung bewußt werden. Unaufdringlich wird das christliche Ethos dieser Erzieher und das Kirchtum im Baltischen dargestellt, farbig und plastisch tritt dem Leser das Bild der Städte und des flachen Landes entgegen, bunt und bewegt schildert Habicht Wesen und Brauchtum der Esten.

Das Städtchen im Spiegel

Ebenfalls im Steinkopf Verlag erschien dieses besinnliche Buch von Margarete Weinhandl, das uns die Freuden und Sorgen der Bewohner eines kleinen Städtchens in der Zeit nach 1945 miterleben läßt. Das Buch bringt sehr gute Schilderungen.

Das neue Universum

Wir haben das stets junge und aktuelle Buch (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) schon als Jungen mit Ernst und Begeisterung gelesen: die Erfindungen und Entdeckungen, die Taten kühner Männer und die Leistungen des Menschen in Forschung, Technik, Kunst und Kultur, die Wunder des Lebens, die Rätsel unserer Erde und die Geheimnisse des Alls, die in geschickter Form dargestellt werden. In seiner fast unerschöpflichen inhaltlichen Vielfalt, in seiner Zeitnähe und Zuverlässigkeit vermag das Buch weite Bereiche unserer Welt auszuloten und immer neue Ausblicke zu eröffnen.

Ein guter Kamerad

Das Buch (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) ist ein gutes Buch für jeden Jungen. Rund um

den Globus führen Schilderungen von fremden Ländern und Expeditionsberichte. Von den Wundern der Natur, von Pflanzen und Tieren und aus der Welt des Lebendigen berichten zahlreiche, spannend geschriebene Beiträge. Gehaltvolle und lustige Geschichten und Erzählungen wechseln ab mit leicht verständlichen Streifzügen durch Technik und Wissenschaft. Auch Sport und Spiel kommen nicht zu kurz, und für geschickte Hände sind Bastelanleitungen und für helle Köpfe manche Rätsel in ihm enthalten.

In allen vier Winden

Das Buch (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) hat den berechtigten Untertitel „Das Große Buch der Abenteuer“. Es schildert Erlebnisse über Zeiten und Räume hinweg, von den Tagen der Kolonisation, als der europäische Mensch aufbrach, sich fremde Räume zu erobern, bis in unsere von anderen Stürmen durchtobte Zeit. Die Erzählungen von Cooper, dessen „Lederstrumpf“ seine ursprüngliche Frische bis heute bewahrt hat, von Melville, Gerstäcker und vielen anderen haben ganze Generationen jugendlicher Leser begeistert. Diese Geschichten zeigen, wie in allen Räumen und Zeiten der Mensch sich behaupten mußte, wenn er leben wollte.

Es lebt sich gut mit schönen Dingen

Vielfältig, abwechslungsreich und anregend wird in diesem Buch (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) über Fragen des Stils und des Geschmacks gesprochen und über „die schönen Dinge“ erzählt, wie Keramik, Porzellan, Glas, Spitzen, Teppiche, Leder, Pelze und Schmuck, wo sie herkommen, aus welchen Rohstoffen sie gemacht werden und wie sie beschaffen sein sollen. Die Verfasserin Ingeborg Heidrich weckt sachlich klar und doch ganz undoktrinär Gefühl und Verständnis für das Echte und Stilvolle, ohne dabei einer bestimmten Geschmacksrichtung das Wort zu geben. Allein vor dem Falschen, dem Unedichten, möchte sie warnen und bewahren. Beispiele in Wort und Bild lassen das für jeden deutlich werden.

Überall leuchten die Sterne

Es ist ein großes Erzählbuch für Mädchen (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart), eine Zusammenfassung von Erzählungen und Novellen von Dickens, Stevenson, Puschkin, aber auch von Maupassant, Lagerlöf, Pearl S. Buck und vielen anderen.

Meine Welt

Wie „Das Universum“ für die Jungen ist es das Große Jahrbuch für die Mädchen (Verlag: Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) und erscheint jetzt im 61. Jahrgang. Es steht, wie das junge Mädchen selbst, modern und aufgeschlossen, ohne jede falsche Schwärmerei und Backfischromantik, dem Leben unserer Zeit gegenüber. Beruf und Freizeit, Mode und Raumbgestaltung, Kunst und Handwerk, Sport und Körperpflege, all die Interessengebiete, die die Welt des Mädchens ausmachen, sind hier sorgfältig ausgewählt und in über 50 Beiträgen dargeboten.

Das ist „Ihre“ Meinung

Heute berichten wir über die Auswertungsergebnisse der Frage 8: „Welche Artikel lesen Sie am liebsten?“ Es galt bei dieser Frage, 16 Themengruppen durch Numerieren in eine Rangfolge zu bringen, aus der dann die Beliebtheit der Themen ersichtlich war. Nach einem bestimmten statistischen Verfahren wurden je nach Rangplatz für die einzelnen Artikelgruppen Punktzahlen errechnet, die die Erstellung eines Gesamtbildes aus der Vielzahl der einzelnen Meinungen ermöglichten. 2142 Einsendungen bedeuten praktisch 2142 Meinungen; denn die meisten der Einsender haben es sich gerade bei dieser Frage nicht leichtgemacht und recht sorgsam überlegt, welcher Artikelserie sie den Vorzug geben sollten. August Jost aus dem Drahtwalzwerk hat das so ausgedrückt:

Frage 8 ist eine schwere Frage,
die am meisten mir macht Plage.
Sollt' ich alle Themen nennen,
müßt' ich mich der Unwahrheit bekennen.
Ich lese stets, was mich besonders interessiert
und damit zur Bereicherung der Kenntnisse führt.



Das ist die Rangordnung der Beliebtheit

- | | |
|--|-------------------|
| 1. „Mensch und Betrieb“ | mit 19613 Punkten |
| 2. „Die Bedeutung unserer Erzeugnisse“ | mit 18216 Punkten |
| 3. „Unfallverhütung und Gesundheitsfürsorge“ | mit 17720 Punkten |
| 4. „Kultur und Wissen“ | mit 17266 Punkten |
| 5. „Sport, Erholung, Urlaub, Ausflüge, Betriebsfeiern“ | mit 17250 Punkten |
| 6. „Ausbildung und Weiterbildung“ | mit 16633 Punkten |
| 7. „Reiseberichte“ | mit 16519 Punkten |
| 8. „Gesetz, Recht, soziale Einrichtungen“ | mit 16323 Punkten |
| 9. „Die Betriebsabteilungen“ | mit 16274 Punkten |
| 10. „Zur Geschäftslage“ | mit 15520 Punkten |
| 11. „Anekdoten, Humor, Rätsel“ | mit 15111 Punkten |
| 12. „Das interessiert die Frau“ | mit 13003 Punkten |

- | | |
|---|-------------------|
| 13. „Briefkasten, Persönliche Mitteilungen“ | mit 12425 Punkten |
| 14. „Tagungs- und Versammlungsberichte“ | mit 11162 Punkten |
| 15. „Kommentare und Glossen“ | mit 10972 Punkten |
| 16. „Blick in die Presse, Politik“ | mit 10392 Punkten |

An weitaus erster Stelle liegt also die Artikelserie „Mensch und Betrieb“. Wir sehen hierin wiederum einen Beweis dafür, daß den arbeitenden Menschen nicht nur materielle Probleme kümmern, vielmehr hat er auch ein feines Gespür für andere menschliche Belange und möchte vor allem auch an seinem Arbeitsplatz die Atmosphäre wissen, die von verständnisvoller Menschlichkeit getragen wird und somit zu fruchtbarer Zusammenarbeit führt.

Daß bei der allgemeinen Meinung „Die Bedeutung unserer Erzeugnisse“ an 2. Stelle liegt, dürfte durch den Charakter einer Werkzeitschrift bedingt sein. Dagegen ist es wiederum interessant, daß die nun folgenden Rangplätze 3, 4, 5, 6, 7, 8 punktmäßig ziemlich dicht zusammenliegen. Sie alle umfassen Artikelserien, die sich auf menschliche Bedürfnisse beziehen, nämlich auf Sicherheit, Bildung und Weiterbildung und auf Erholung.

Männer haben andere Interessenrichtungen als Frauen

Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß Frauen in vielen Dingen eine andere Einstellung haben als Männer. Daher ergab sich auch für diese Auswertung zwangsläufig die Notwendigkeit einer nach Geschlecht gesonderten Betrachtung der Einsendungen zu der Frage 8.

Greifen wir zuerst die Meinung der männlichen Teilnehmer heraus. Sie entschieden sich für diese Reihenfolge:

- | | |
|--|-------------------|
| 1. „Die Bedeutung unserer Erzeugnisse“ | mit 13204 Punkten |
| 2. „Mensch und Betrieb“ | mit 12716 Punkten |
| 3. „Die Betriebsabteilungen“ | mit 11624 Punkten |
| 4. „Ausbildung und Weiterbildung“ | mit 11054 Punkten |
| 5. „Zur Geschäftslage“ | mit 10938 Punkten |
| 6. „Gesetz, Recht, soziale Einrichtungen“ | mit 10536 Punkten |
| 7. „Kultur und Wissen“ | mit 10530 Punkten |
| 8. „Sport, Erholung, Urlaub, Ausflüge, Betriebsfeiern“ | mit 10369 Punkten |
| 9. „Unfallverhütung, Gesundheitsfürsorge“ | mit 10122 Punkten |
| 10. „Reiseberichte“ | mit 9474 Punkten |
| 11. „Anekdoten, Humor, Rätsel“ | mit 8134 Punkten |
| 12. „Tagungs- und Versammlungsberichte“ | mit 7976 Punkten |
| 13. „Blick in die Presse, Politik“ | mit 7390 Punkten |
| 14. „Briefkasten, Persönliche Mitteilungen“ | mit 6982 Punkten |
| 15. „Kommentare und Glossen“ | mit 6778 Punkten |
| 16. „Das interessiert die Frau“ | mit 3799 Punkten |

Vorausgeschickt werden muß hier, daß der weitaus größte Teil der männlichen Einsender zu unseren Belegschaftsmitgliedern zählt. Damit ist die Rangfolge nicht unwesentlich durch deren Einstellung beeinflusst. Wenn nur hier die Artikelgruppe „Die Bedeutung unserer Erzeugnisse“ an erster Stelle liegt, so spiegelt sich darin ein nicht unberechtigter Stolz

wider, an Erzeugnissen weltweiter Bedeutung mitgewirkt zu haben.

Die weitere Einrangierung spricht für sich und dürfte aus den im vorhergehenden Abschnitt erwähnten Gründen erfolgt sein. Was uns überrascht hat, war aber die Tatsache der verhältnismäßig niedrigen Einstufung der Gruppe „Unfallverhütung und Gesundheitsfürsorge“. Wir haben lange nach einsichtigen Begründungen gesucht und sind schließlich zu dem Schluß gekommen, daß hier die gleichen Faktoren verantwortlich zu machen sind, gegen die wir in unseren Unfallbekämpfungsmaßnahmen so energisch angehen: Gewöhnung an die Arbeit und den Arbeitsablauf und damit Abstumpfung gegen Gefahr und Gefährlichkeit zum einen, und zum andern die Passivität, die aus der Selbstverständlichkeit resultiert, mit der das Bemühen der Unfallbekämpfungsstellen hingenommen wird.

Die Interessenrichtungen der Frauen

werden in erster Linie durch die seelische Eigenart bestimmt. Aus dieser Erkenntnis heraus brachte uns die nachfolgende Rangordnung auch keine besondere Überraschung. Die psychologische Fachliteratur und die tägliche Erfahrung lehren uns, daß beim Mädchen von klein auf an die sozialen Anlagen und Bindungen vorherrschen. Aus diesen Grundtrieben heraus entwickeln sich die Verschiedenheiten der Geschlechter, bis sie im vollen Reifealter zu einer ausgesprochenen Eigenart von Mann und Frau geworden sind. Betrachten wir jedoch zunächst einmal die Rangfolge, für die die Frauen sich entschieden haben:

1. „Das interessiert die Frau“ mit 9143 Punkten
2. „Unfallverhütung, Gesundheitsfürsorge“ mit 7529 Punkten
3. „Sport, Erholung, Urlaub, Ausflüge, Betriebsfeiern“ mit 7434 Punkten
4. „Reiseberichte“ mit 7198 Punkten
5. „Anekdoten, Humor, Rätsel“ mit 6892 Punkten
6. „Mensch und Betrieb“ mit 6888 Punkten
7. „Kultur und Wissen“ mit 6798 Punkten
8. „Gesetz, Recht, soziale Einrichtungen“ mit 5643 Punkten
9. „Briefkasten, Persönliche Mitteilungen“ mit 5524 Punkten
10. „Ausbildung und Weiterbildung“ mit 5499 Punkten
11. „Die Bedeutung unserer Erzeugnisse“ mit 4922 Punkten
12. „Zur Geschäftslage“ mit 4465 Punkten
13. „Die Betriebsabteilungen“ mit 4460 Punkten
14. „Kommentare und Glossen“ mit 4275 Punkten



15. „Blick in die Presse, Politik“ mit 3245 Punkten
16. „Tagungs- und Versammlungsberichte“ mit 2947 Punkten

Den Rangplatz 1 müssen wir aus unseren nachfolgenden Betrachtungen herausnehmen, da der Anforderungscharakter dieser Artikelreihe durch das unmittelbare Ansprechen der Frau so groß ist, daß er seitens der weiblichen Einsender zwangsläufig bevorzugt werden mußte. Immerhin freut es uns, daß wir mit dieser Artikelreihe so starken Widerhall bei unseren Leserinnen finden.

Die weitere Einrangierung der anderen Themengruppen ist recht aufschlußreich. In großen Zügen betrachtet, läßt sich zunächst einmal eine deutliche Zweiteilung feststellen:

Der erste Teil umfaßt die Rangplätze 2 bis 10 mit den Artikelserien, die in ihrer Themenstellung etwas Persönliches, Subjektives einschließen.

Deutlich davon unterschieden ist der zweite Teil mit den Rangplätzen 11 bis 16, die in ihrer Themenstellung etwas Sachliches, Objektives einschließen.

Es ist dies ein deutlicher Ausdruck für die seelische Verschiedenheit der Geschlechter:

Der Mann huldigt mehr sachlichen, die Frau mehr persönlichen Interessen

Man kann also den zweiten Teil, in dem die sachlichen Themen zusammengefaßt sind, als für die Frau weniger interessant bezeichnen; dagegen verlohnt es sich, noch einen Augenblick bei dem ersten Teil, dem „Persönlichen“, zu verweilen, da die Einrangierung innerhalb dieses Abschnittes bezeichnend ist.

Es gehört zum Wesen der Frau ein gewisser fürsorglicher Zug, ein Sich-sorgen-um-Etwas. Diese Sorge gilt in erster Linie natürlich der Familie, deren materiellen Bedürfnisse durch die Arbeit des Mannes und Vaters befriedigt werden. Daher ist es nur zu verständlich, daß eine Frau sich täglich darum sorgt, daß der Ernährer gesund und arbeitsfähig bleibt. Hieraus dürfte also das große Interesse für Unfallbekämpfung und Unfallverhütungsmaßnahmen entspringen. Folgerichtig schließt sich daran an das Interesse für Erholung und Urlaub als ein wichtiger Faktor in der Erhaltung der Arbeitskraft.

Gab uns die starke Beteiligung am Meinungstoto schon die Gewißheit, daß wir mit unserer Werkzeitschrift ein starkes Echo auslösen, so zeigen uns die Einrangierungen der Artikelgruppen, daß unsere Leserschaft mit wachem Interesse Anteil nimmt und sehr wohl weiß, welche Aufgaben und welche Probleme eine Werkzeitschrift hat.

(Wird fortgesetzt)



Das ist meine Meinung

Begriffe und Wesen des Arbeitsrechtes

Bei dem Arbeitsrecht haben wir es mit zwei Begriffen zu tun: Recht und Arbeit.

Recht: es ist das Bestreben der Menschen, eine gerechte Ordnung zu schaffen, die von allen Menschen anerkannt wird.

Arbeit: es ist jede auf einen bestimmten Erfolg gerichtete Tätigkeit bzw. Kraft. Dabei ist bei dem Arbeitsrecht nur die von Menschen geleistete Arbeit gemeint. Bei der menschlichen Arbeit handelt es sich um körperliche und geistige Arbeit.

Das Arbeitsrecht befaßt sich nicht mit jeder menschlichen Arbeit, sondern nur mit der fremdbestimmten Arbeit. Es handelt sich also bei den Personen, die unter das Arbeitsrecht fallen, um solche, denen zu leistende Arbeit von einem anderen bestimmt wird. Hierbei spricht man vom Weisungs- bzw. Direktionsrecht des Arbeitgebers (§ 52 BVG).

Ferner befaßt sich das Arbeitsrecht in der Hauptsache mit der vertraglich vereinbarten Arbeit. Der Vertrag ist eine zweiseitige freiwillige Willenserklärung, ein zweiseitiges Rechtsgeschäft. Dabei ist die Form des Vertrages wesentlich; es muß sich um einen entgeltlichen Vertrag handeln. Hinter einem unentgeltlichen Vertrag, z. B. ehrenamtliche Tätigkeit, die sich aus einer gesetzlichen Verpflichtung ergibt, steht nicht der Schutz des Arbeitsrechtes.

Das Arbeitsrecht ist kein allgemeines Recht, wie es im Bürgerlichen Gesetzbuch zum Ausdruck kommt, das also jeder Mensch in Anspruch nehmen kann, sondern ein Sonderrecht des Arbeitnehmers, welches der sozialen Schutzbedürftigkeit der großen Gruppe Arbeitnehmer entspricht. Man kann vom Arbeitsrecht sagen: es ist das Recht des wirtschaftlich Schwachen, welches er benötigt, um dem Arbeitgeber gegenüber gleichberechtigt zu sein. Seit dem 19. Jahrhundert kennen wir das Arbeitsrecht. Das Gesetz über die Kinderarbeit im Jahre 1839 — Kinderschutzgesetz, Arbeitsschutz für Kinder und Jugendliche — war das erste Gesetz dieser Art und kann als Geburtsstunde des Arbeitsrechtes bezeichnet werden. Entscheidend dabei war, es wurden Betriebsinspektoren als Staatsbeamte legitimiert, die darauf achteten, daß dieses Gesetz auch zur Anwendung kam.

Das 19. Jahrhundert stand unter dem Einfluß der französischen Revolution: „Alle Menschen sind vor dem Recht frei.“ Rechtlich ist also der Arbeiter frei. Er kann z. B. seine Stellung kündigen und auch sonst tun was er will, so sagt der Gesetzgeber. Da der Arbeiter aber wirtschaftlich abhängig ist, muß er immer darauf bedacht sein, seinen Arbeitsplatz zu erhalten. Seine Freiheit hat also ihre Grenzen an den wirtschaftlichen Möglichkeiten.

Der Begriff: „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit“, der aus der französischen Revolution entstanden ist, entspricht also in der wirtschaftlichen Bedeutung nicht dem Sinne des Wortes. Es besteht nur Gleichheit vor dem Recht. Das Kapital hat immer mehr Gewicht. Aus diesem Grunde wurde nach langen Kämpfen der Arbeitnehmerschaft das Arbeitsrecht als Sonderschutzrecht zur Erstellung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung der Arbeitnehmerschaft geschaffen.

Helmut Latta, Versuchsanstalt

Wer setzt die Renten fest?

Es wird oft die Meinung vertreten, daß die Entschädigungsleistungen aus Anlaß eines Arbeitsunfalles oder einer Berufskrankheit von Unfallsachbearbeitern oder sogenannten Schadenregulierungsbeamten, also von Angestellten der Versicherungsträger (meist Berufsgenossenschaften), festgesetzt werden. Da diese Angestellten ihre „Brotherren“ aus verständlichen Gründen soweit als möglich zu schonen bestrebt seien, sei die Entschädigungsfeststellung keine objektive, sondern eine zugunsten der Versicherungsträger einseitige Regulierung der Schadenersatzansprüche der Unfallverletzten.

Diese weitverbreitete Ansicht ist ein Irrtum! In der gesetzlichen Unfallversicherung werden die Unfallrenten von den „Rentenausschüssen“ der Berufsgenossenschaften festgesetzt. Diese Ausschüsse werden gemäß den Bestimmungen der Satzungen von den Vorständen der Versicherungsträger gewählt und setzen sich paritätisch aus Vertretern der Arbeitgeber und der Versicherten zusammen. Bei der Rentenfestsetzung hat also kein Angestellter des Versicherungsträgers eine beschließende Funktion, vielmehr entscheiden allein die in die Ausschüsse gewählten Vertreter der Sozialpartner nach eigenem pflichtmäßigem Ermessen. Da diese Vertreter selbst mitten in der praktischen Arbeit stehen, kennen sie die technischen Arbeitsvorgänge in den Betrieben genau und vermögen zu ermessen, welche Arbeiten die Unfallverletzten mit der ihnen noch verbliebenen Erwerbsfähigkeit verrichten können.

Der Rentenbescheid, den der Unfallversicherungsträger dem Unfallverletzten zustellt, trägt die Unterschrift der Mitglieder des Rentenausschusses, die den Beschluß über Höhe und Dauer der zu gewährenden Unfallrente herbeigeführt haben.

Die Mitglieder der Rentenausschüsse üben ihre Tätigkeit grundsätzlich ehrenamtlich aus. Dadurch ist sichergestellt, daß aus dieser Tätigkeit kein „Geschäft“ gemacht wird und eine objektive, „saubere“ und soziale Rechtsanwendung gegenüber den Unfallverletzten ohne Rücksicht auf deren gesellschaftspolitische, parteipolitische und konfessionelle Zugehörigkeit gewährleistet ist.

Ein weiterer Irrtum besteht darin, daß die Meinung vertreten ist, die Unfallrenten würden vom begutachtenden Arzt festgesetzt. Der Arzt hat als Sachverständiger im Entschädigungsfeststellungsverfahren lediglich die Aufgabe, den Versicherungsträger durch Erstattung eines Gutachtens über die medizinischen Folgen des Unfalles aufzuklären und, gestützt auf den Befund, seine Meinung über das Maß der Beschränkung der Erwerbsfähigkeit des Unfallverletzten zu äußern. Die verfahrensmäßige Feststellung der Rente erfolgt niemals durch den Arzt, sondern durch den Rentenausschuß des Versicherungsträgers, der an das ärztliche Gutachten nicht gebunden ist. Abweichungen sind durchaus möglich. Diese sollten aber begründet sein, entweder durch ein weiteres Gutachten oder durch eingehende Befragung und erschöpfende Auskunft des Arbeitgebers über die Leistungsfähigkeit des Unfallverletzten im allgemeinen und im besonderen.

W. S.

Wenn wir alle . . .

Ja! Wenn wir alle Sänger, d. h. Chorsänger, wären, würde es in Deutschland weniger Ärger über kriminelle Jugend und Gangster bzw. Verbrecher geben. Ein guter Chorsänger wird nie seinen Mitmenschen wissentlich etwas Böses antun. Dies läßt sich folgendermaßen erklären: Der Sänger kann nur dann gut singen, wenn er den Sinn der Worte, die er im Liede hervorbringt, voll und ganz in sich aufnimmt. Er muß verstehen, die Freude in jubelnden Tönen, den Schmerz aber im eindringlichen piano so zu gestalten, daß dem Zuhörer die Wirklichkeit des Gebotenen verständlich wird. Wenn die Sänger im Vortrag ihre ganze Seele mitschwingen lassen, wird der Chorgesang für die andachtsvoll zuhörenden Menschen ein Hochgenuß sein. Alle deutschen Gesangsvereine kranken heute am Nachwuchs! Der unselige Krieg und seine Folgen haben die Moral speziell der Jugend so zerrüttet, daß die Begriffe „Schönheit und Kultur“ fast ganz erloschen sind. Das Geknatter eines Motorrades ist ihnen schönere Musik im Ohr als ein Chorgesang, der doch nur selten ihren Beifall findet. Schauen wir uns z. B. unseren Werkschor an. Man sieht auch hier vorwiegend Sänger älterer Jahrgänge, die diesem schönen Ideal treu bleiben. Jüngere Kräfte findet man in den Vereinen sehr wenig. Es sind Ringeltauben geworden. Auf unserer Hütte zählt nicht mal 1 Prozent der Belegschaft zu aktiven Sängern des Werkschores. Überlegen wir uns einmal, wie man schnellstens den Chorgesang tatkräftig unterstützen kann? Wir älteren wollen unsere Kinder auf die Schönheit deutschen Kulturschaffens, insbesondere aber auf das Lied im Chor hinweisen und sie möglicherweise zuführen. Der alte Spruch sagt immer wieder die unumstößliche Wahrheit: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder!“

Josef Baranek (Werksaufsicht)

Das Rätsel

Lösungen

der Rätsel aus der letzten Ausgabe

Füllrätsel: 1. Eintracht, 2. Reinigung, 3. Steinbock, 4. scheintot, 5. Schreiner, 6. Karlheinz, 7. Dachstein.

Spruchrätsel: Met - All - Metall.

Magisches Quadrat: 1. Basis, 2. Abort, 3. Solei, 4. Irene, 5. Stier.

Silbenrätsel: 1. Betrieb, 2. Untertasse, 3. Neustadt, 4. Dromedar, 5. Eselei, 6. Sendepause, 7. Vorschub, 8. Express, 9. Röhrenwerk, 10. Dachdecker, 11. Isabella, 12. Engadin, 13. Nagellack, 14. Sekunde, 15. Tizian, 16. Kaltwalzwerk, 17. Rikscha, 18. Edelweiss, 19. Ursinus, 20. Zitrone.

„BUNDESVERDIENSTKREUZ“
„BETRIEBSKRANKENKASSE“

Kreuzworträtsel: Waagerecht:

1. Lappes, 5. Gemach, 9. Uri, 10. oho, 11. Torwart, 13. Limes, 16. Etzel, 19. Oder, 20. Gin, 22. eine, 23. San, 24. Aalen, 26. Tat, 27. Null, 28. Bier, 29. Hai, 31. Makel, 33. Obst, 36. Olga, 38. Nil, 39. Inka, 40. Ebene, 42. Klein, 43. Krawall, 46. Ena, 47. Lee, 48. Haras, 49. Terror. — Senkrecht: 1. leblos, 2. Puter, 3. Eros, 4. Sir, 5. Goa, 6. Ehre, 7. Motte, 8. Hamlet, 12. weil, 14. Ida, 15. Mennige, 17. Zitrone, 18. Ena, 20. Galan, 21. Nebel,

24. Alm, 25. Nil, 29. Hoesch, 30. Alb, 32. Kiew, 34. Ski, 35. Tanger, 37. Anker, 39. Iller, 41. Erna, 42. Klee, 44. Aas, 45. Alt.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a — a — a — e — e — e — e — e — h — h — l — l — n — r — r — r — s — s — s — s — s — t — t — t sind so in die Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Trinkgefäß, 2. Herbstblume, 3. Hüttenzeugnis, 4. Verbindung zwischen Muskel und Knochen, 5. bekannter Bundestagsabgeordneter.

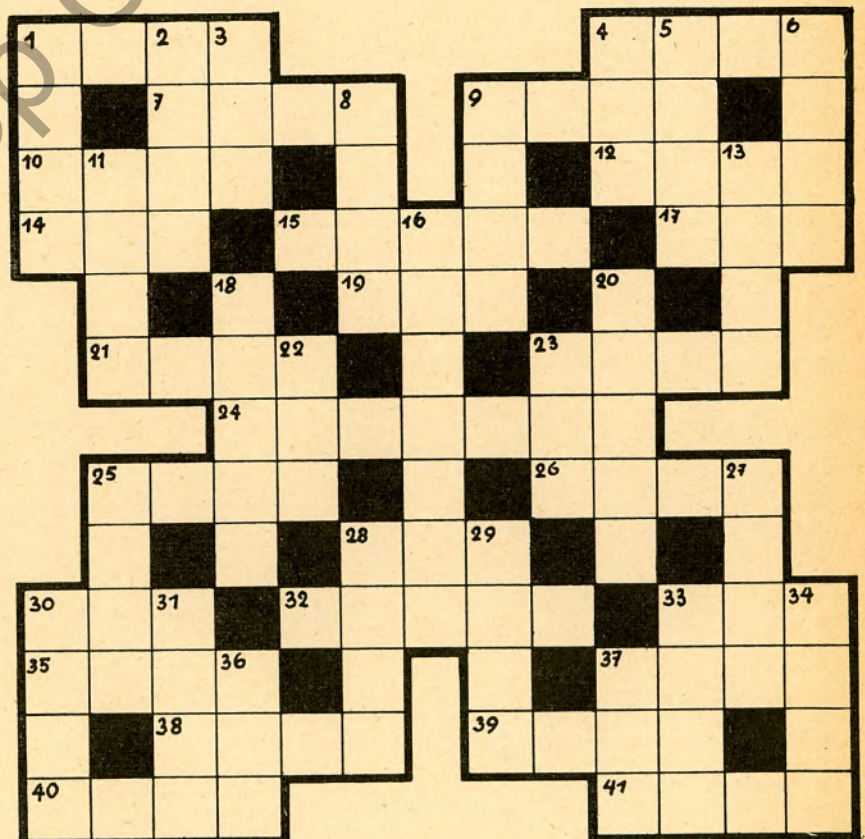
1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — as — band — be — beth — bo — breit — ca — chen — chi — da — daim — de — der — du — e — ei — eil — el — er — er — gier — ham — ho — ho — hors — in — is — kaep — le — le — ler — lett — li — licht — list — lung — mer — nach — nas — ne — ne — ni — o — on — ra — ra — ri — rich — ring — rot — sa — sa — san — sau — sor — spe — stadt — tae — te — ten — ter — ter — ter — to — tre — um — vi — waldt — walz — weih — werft — werk — zi — sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben einen Kernspruch so recht nach dem Herzen aller Werksangehörigen. 1. deutscher Automobilbauer; 2. alter Ausdruck für Hüttenwerk; 3. deutsche Märchenfigur; 4. Teilbetrieb unseres Werkes; 5. weibl. Vorname; 6. leichte Fußbekleidung; 7. Geldschrank; 8. Zweck des Urlaubs; 9. kirchliches Musikwerk; 10. Unparteiischer beim Boxen; 11. Stadt an der Zonengrenze; 12. spanischer weibl. Vorname; 13. moderne Beleuchtung; 14. Abgeordneter; 15. Postbeamter für Eilsachen; 16. Drückeberger, Schmarotzer; 17. Hüftweh; 18. südfranzösische Stadt am Flusse Lot gelegen; 19. bekannte Kieler Werft; 20. Fest; 21. Flachland; 22. innerer Bettüberzug; 23. Fachmann; 24. Krankenpfleger, Heilgehilfe.

Waagerecht: 1. Schifffahrtskanal, zur Zeit im Mittelpunkt des Weltinteresses; 4. russisches Gebirge; 7. männl. Vorname; 9. weibl. Vorname; 10. bek. deutscher Läufer; 12. fruchtbarer Platz in der Wüste; 14. Abkürzung für Erläuterung; 15. die Heilige Schrift; 17. Vergnügungsort; 19. Fett; 21. Wasservogel; 23. Filmgröße; 24. bek. deutsche Reisegesellschaft; 25. Baumaterial; 26. Blutgefäß; 28. Mündungsarm des Rheins; 30. Nordwesteuropäer; 32. inneres Organ; 33. Fisch; 35. Einheitsmaß, Regel; 37. europäische Hauptstadt; 38. charakterlich minderwertiger Mensch; 39. Bürde; 40. griechischer Kriegsgott; 41. Verpackungsgewicht.

Senkrecht: 1. Salzwasser; 2. Widerwille; 3. Eisenbahn; 4. Organisation der Vereinten Nationen; 5. in letzter Zeit umkämpfte Stadt in Ungarn; 6. Stadt in Ostfriesland; 8. kleine Gesangsgruppe; 9. Lasttier; 11. Aschebehälter; 13. zu Deutschland gehöriges Gebiet; 16. Werk, Unternehmen; 18. Schlange; 20. Stadt in der Nähe Hamburgs; 22. griechische Göttin der Morgenröte; 23. belgischer Badeort; 25. Spielkartenfarbe; 27. wirklichkeitsnah, sachlich; 28. Hamburger Seemannsschriftsteller; 29. Werkzeug zum Spalten; 30. alter peruanischer Volksstamm; 31. Laubbaum; 33. Hundename; 34. Papageiennamen; 36. Brotaufstrich; 37. Himmelsrichtung.





UNSERE STECKENPFERDE

SCHACH-ECKE

Nach monatelangen Kämpfen wurde das Vereinsmeisterturnier in beiden Gruppen abgeschlossen. In Gruppe I holte sich in diesem Jahr H. Verholen mit 12½ Pkt. den Vereinsmeistertitel vor Schulz 12, Schriek und Kirn je 11½, Bartsch 11, Mischke und Hein je 10½, Graw 8½, Janz und Gütter je 8, Hemsen, Barm und Winter je 6½, Sattler 4½, Kalinowski 3½, K. Sundarp 3 und Krieger 1½ Pkt. In der zweiten Gruppe siegte Müller mit 14 Pkt. vor Grawe 12½, Lammers und Zörner je 12, Tuinman 11, Sundarp jr. 10½, Teller 9½, Rieger, Raab und Steinau je 8½, Ickerott 8, Thünken 7½, Kranefeld 7, Anders 5½, Schmeerberg 5, Krüger, Vogelsang und Pickert je 4½ Pkt.

Das Anfang August gestartete Pokalturnier mit 32 Teilnehmern, das nach dem K.-o.-System ausgetragen wird, brachte folgende Ergebnisse:

Kranefeld — Anders 1:0, Steinau gegen Sattler 1:0, Böhm — Krieger 1:0, Bartsch — Barm 1:0, Schriek gegen Mischke 1:0, Sundarp jr. gegen Verholen 0:1, Teller — Rieger 0:1, Thünken — Raab 1:0, Lammers gegen Hemsen 1:0, Gütter — Köhn 0:1, Kalinowski — Janz 0:1, Graw — Winter 1:0, Hein — Grawe 1:0, Zörner gegen Kirn 0:1, Müller — Schulz 0:1, Pickert gegen Neumann 0:1. In der zweiten Runde gab es nachstehende Ergebnisse: Rieger — Bartsch 0:1, Böhm gegen Köhn 1:0, Kirn — Schriek 0:1, Janz — Neumann 1:0, Verholen gegen Lammers 1:0, Kranefeld — Steinau 1:0, Thünken — Graw 1:0, Hein — Schulz 1:0. Mit Thünken und Kranefeld, die sich hervorragend geschlagen haben, kamen zwei Spieler der C-Klasse unter die letzten 8.

Die am 18. September 1956 durchgeführten Wanderpreis-Blitzturniere, die mit 32 Teilnehmern stark besetzt waren, brachten folgende Ergebnisse: Gruppe I: Kirn 6½, Willners 6, Bartsch 5½, Köhn 5, Schriek 4½, Mischke 3½, Janz 2½, Verholen 1½, K. Sundarp 1 Pkt. Als Gast spielte Retzlaff (Hörde 23) außer Konkurrenz mit. — Gruppe II: Schulz und Hemsen je 6½, Graw 4½, Hein, Sattler und Winter je 4, Kalinowski 3, Barm 2½ und Krieger 1 Pkt. Den erforderlichen Stichtkampf gewann Schulz mit 2:0 und sicherte sich damit den Wanderpokal. — Gruppe III: Müller 9, Zörner 8½, Sundarp jr. 8, Kranefeld 7, Raab und Ickerott je 6½, Lam-

mers und Przytulski je 5½, Steinau und Krüger je 5, Neumann 4½, Kischke 4 und Beer 3 Pkt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4 von H. Verholen: 1. De2-g2 Lc6:d5! (Droht Sd5-e7 matt), 2. Df3 matt; 1.... Kg6; 2. Sd5-f4 matt; 1.... Ke6, 2. Sd5-f6 matt.

1.... g5-g4; 2. Sd5-e7 matt. Eine schöne Aufgabe mit netten Mattbildern. F. S.

Die gute Partie

Im Aljechin-Gedenkturnier, das kurz nach den Schachländerkämpfen in Moskau begann, nahmen von deutscher Seite Großmeister Unzicker und Uhlmann, der begabte Jungmeister der Ostzone, teil. In der nachfolgenden Glanzpartie überraschte der Weltmeisterkandidat Smyslow den Ostzonenmeister mit einer wenig bekannten Variante der Indischen Verteidigung.

Damenindisch

Weiß: Uhlmann Schwarz: Smyslow

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6 3. Sg1—f3 b7—b6 4. g2—g3 Lc8—a6! Dieser Zug wurde zuerst von Großmeister Nimzowitsch in die Turnierpraxis eingeführt. Seine Absicht ist es, nach c7—c6 den Vorstoß b6—b5 durchzusetzen. Diese Spielweise ist aber nach anfänglichen Erfolgen in Vergessenheit geraten und daher von der Theorie vernachlässigt worden. So fand auch der sonst sehr beschlagene Uhlmann nicht die beste Fortsetzung und wurde von dem russischen Großmeister förmlich überrannt.

5. b2—b3 . . . Das führt nach Hans Müller (Schachecho, Nr. 21) höchstens zum Ausgleich für Weiß. Stärkere Erwiderungen sind 5. Da4, 5. Sbd2 und 5. De2. Bei diesem letzten Zug steht allerdings Schwarz die gute Antwort 5. . . c7—c5! zur Verfügung, die nachhaltiger ist, als die von der Theorie empfohlene 5. Lb4+.

5. . . d7—d5. Hans Müller weist hier auf die berühmte Partie Sultan Kahn gegen Nimzowitsch hin (Lüttich 1930), in der der dänische Großmeister mit 5. . . Lb4+ ebenfalls zu einem überlegenen Spiel kam: 6. Ld2 Ld2: + 7. Sbd2: Lb7 8. Lg2 c5! 9. dc5: bc5: 10. 0—0 0—0 11. Te1 De7 12. Te1 e5! 13. e4 Sc6 14. Sb1 d6 15. Sc3 a5! 6. Lf1—g2. . . Eine indirekte Verteidigung des Bc4, doch ist 6. Sbd2 Lb4 7. Dc2 Se4 8. Lb2 vorzuziehen.

6. . . Lf8—b4+ 7. Sf3—d2? . . . Wieder greift Weiß zu einer fragwürdigen Abwehr, die den Grund zu der schnellen Niederlage legt. Besser war 7. Ld2.

7. . . c7—c5! 8. d4:c5. Die Freilegung der Diagonale c5—f2 erweist sich als besonders verhängnisvoll.

9. Lc1—b2 0—0 10. 0—0 Sb8—c6 11. Sb1—c3? Wird von Smyslow schon wenige Züge später als verfehlt nachgewiesen. Richtig war 11. a2—a3! Aber wer kann das alles voraussehen? 11. . . Ta8—c8 12. c4:d5 e6:d5 13. Sc3—a4? . . . Geschieht in der richtigen Erkenntnis, daß der Lc5 gefährlich ist, aber zum Abtausch kommt es nicht mehr, da Smyslow eine wuchtige Antwort parat hat.

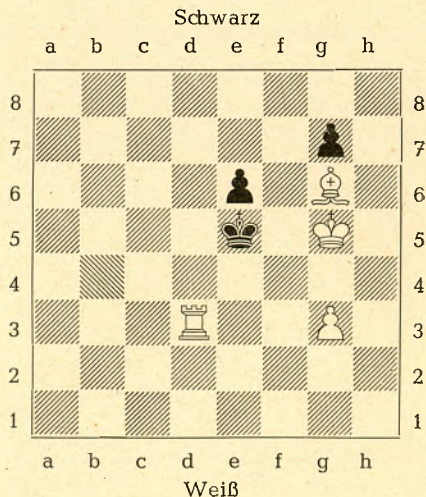
13. . . Sc6—d4! 14. Sa4—c3 . . . Der Rückzug ist nötig, denn auf 14. Tf1—e1 verliert Weiß die Qualität, da auf 14. . . Sc2 Weiß nicht auf c2 mit der Dame schlagen kann wegen 15. . . Lf2: +!

14. . . Dd8—e7 15. Tf1—e1 Sd4—c2!! Dieser prachtvolle Zug entscheidet sofort. Auf 16. Dc2: folgt wieder 16. . . Lf2: + 17. Kf2: (17. Kh1 Le1: 18. Te1:d4) 17. . . Sg4+ 18. Kg1 (18. Kf3 De3+ 19. Kg4: f5+ 20. Kh5 g6+ 21. Kh4 Dh6 matt) 18. . . De3+ 19. Kh1 Sf2+ 20. Kg1 Sh3+ + 21. Kh1 Dg1+ 22. Tg1: Sf2 matt.

16. Te1—f1 Sc2:a1 17. Dd1:a1 Tf8—d8 18. Lg2—f3 Lc5—a3 und Weiß gab auf; denn auf 19. La3: Da3: bringt der Vorstoß des d-Bauern das Ende.

Schachaufgabe Nr. 6 von Fritz Schriek

(Schachklub Hoesch 32)



Matt in drei Zügen!

Weiß: Kg5, Td3, Lg6, Bg3 (4 Steine)
Schwarz: Ke5, Be6, g7 (3 Steine)

Schachpartie Nr. 8. Caro-Cann

Gespielt im Vereinsmeisterturnier 1955

Weiß: Schulz Schwarz: Barm

1. e2-e4 c7-c6, 2. d2-d4 d7-d5, 3. e:d5 c:d5, 4. Sg1-f3 Lc8-f5, 5. Lf1-b5 + Sb8-c6, 6. 0-0 Sg8-f6, 7. Tf1-e1 e7-e6, 8. c2-c4 a7-a6, 9. Lb5:c6 b7:c6, 10. Dd1-a4 Dd8-b6, 11. Sb1-c3 Sf6-e4? 12. c:d5 e:d5, 13. Sc3:d5 Db6-b7, 14. Sf3-d2 Db7-d7? 15. Sd5-b6!

Schwarz gibt auf, da die Qualität verlorengeht! Weiß hat die schlechte Eröffnung von Schwarz glänzend widerlegt.

DR. FRITZ MICHAEL

Fischer

IN DEN GÄRTEN DES ATLANTIKS

Das Schicksal des Industriearbeiters bestimmt das Leben in den hochindustrialisierten Ländern der Welt. Unsere engere Heimat gleicht einer großen Werkstatt, in der die Feuer nie verlöschen und die Hände des Arbeiters nie zur Ruhe kommen. Der Rhythmus der Maschinen bestimmt sein Leben. Für den Menschen hat die Arbeit einen Sinn über den Erwerb des Lebensunterhaltes hinaus. In der Arbeit der Hände liegt ein tiefer Segen. Der nachfolgende Bericht von Dr. Fritz Michael über die Fischer an der Küste Portugals spricht davon. Ihr Leben verläuft anders als unseres, Errungenschaften der Zivilisation sind ihnen fern, aber ihre Arbeit ist ihre Lebensgrundlage, wie hier bei uns, wie überall auf der Erde.



Der Fang beginnt. Die Schnüre werden eingeholt, und das Silber des Meeres steigt aus der Tiefe

Scharfkantige Klippen ragen in das Meer hinaus, das den armen Fischern täglich den Tisch deckt. Auf diesem Küstenstreifen wächst nichts als starres Gestrüpp



Piraten in geflickten Hosen

In Cascais vergißt du Lissabon und seine prächtige Avenida de la Libertade. Hast du dich hier dem Meere zugewandt und blickst über den winzigen Hafen hinaus über Fischerboote und kostbare Segeljachten, dann liegt in deinem Rücken das Fischerdorf. Früher und jahrhundertlang standen hier ärmliche Hütten und starke Festungsmauern, heute liegt Cascais — noch immer ein kleiner Ort — im Zentrum der costa do sol, der Riviera Portugals. Streckst du deinen linken Arm, so berührt er fast die schneeweißen Luxusvillen in Estoril, wo die abgedankten Monarchen Europas, Prinzen und Grafen eine sorgenfreie und glückliche Zuflucht gefunden haben. Ewiger Frühling, Palmen, Granatäpfel und fremdartige Kakteen-dickichte säumen die Mündung des Tejo — Lissabon ist nicht fern.

Aber die Wahrheit sind nicht die amerikanischen Luxusautomobile, sondern und noch immer die lächelnden



Viele Tausend Angelhaken schweben in der Tiefe des Meeres. Für die Fischer ist eine Pause eingetreten, die sie mit Erzählungen und einem einfachen Mahl verbringen

Fischer unten am Hafen, Piraten in bunten Hemden und geflickten Hosen, die an ihre Boote gelehnt stehen und den nächsten Fangtag besprechen. Alles ist schon vorbereitet. In hölzernen Bottichen liegen viele Tausend Angelhaken, und der kleine Dieselmotor des Fangbootes ist gut versorgt, denn die Fahrt führt weit auf das Meer hinaus. Der Alltag der Fischer von Cascais ist eines der erregendsten Abenteuer, die es auf dieser Welt noch gibt. Sie haben mich eingeladen, den Tag mit ihnen in ihrem kleinen Boot draußen auf den mächtigen Bergen und in den grünen Tälern des Atlantiks zu verbringen.

Am Abend besuchen wir die Weinkneipe an der Praca, um beim brüderlichen Trunk die Freundschaft zu begründen, die das Meer voraussetzt. Der Wirt ist gesegnet mit Fettpolstern. Der Umfang seines Leibes deutet auf einen freudvollen Lebenswandel. Aber ungesundes Blut läßt auf Nase und Nacken große Furunkel erglühen. Er gießt uns scharfen Schnaps in die Gläser und kippt dann die Flasche über sein Taschentuch, um seine Wunden an Nase und Nacken auszuwaschen. Aus den Schubkästen, in denen Bohnen und Reis zum Verkauf aufbewahrt werden, kriechen, durch das Dämmerlicht angeregt, geschwinde Küchenschaben. Es ist warm hier. Bis in den Hintergrund

des Raumes liegen die dicken Weinfässer mit dem duftenden Colares, mit Ribatejo, Dao und den herrlichen Weinen von Porto. Davor sitzt die Mutter des Wirtes, sie schläft und wacht noch in ihren Träumen über die vor ihr stehende Kasse — rätselhaft wie eine Sybille.

Der dicke Wirt geht vorsichtig um sie herum und schenkt uns nun den vinho tinto in kleine Wassergläser. Er rinnt sanft die Kehle hinunter. Es ist wunderbar, mit Menschen zusammenzusein, deren Sprache man nicht versteht. Über den Platz vor der Schänke — er ist zugleich Treffpunkt der abendlichen Spaziergänger und der Fischer — gleiten die Automobile mit abgeblendeten Lichtern. Die Fischer übersehen sie neidlos. Am Ende des Platzes trennt eine wenige Meter nach unten führende Mauer das Meer von der Stadt. Dazwischen liegt ein kurzer flacher Strand. Hier ruht das Leben nur einige Stunden in der Nacht.

„Sardinhas!“

Der Mond schien, als wir uns am anderen Morgen um sechs Uhr an dieser Stelle trafen. Wir schoben ein Boot ins Meer und ruderten zum Fangboot. Es war nicht einmal neun Meter lang und nur 2,80 Meter breit; im Dieselmotor ruhten 35 Pferdestärken. Der Maschinist warf ihn mit einer Handkurbel an und ließ ihn langsam warmlaufen. Als es hell wurde, kündeten Möwenschwärme die von nächtlicher Fahrt heimkehrenden Sardinenfischer an. Bald tauchten auch ihre Schiffe am Horizont auf und näherten sich schnell dem Hafen. Wir hatten sie erwartet, um Köderfische zu kaufen, und fuhren ihnen nun entgegen. „Sardinhas!“ riefen wir. Aber die Sardinenfischer schüttelten verneinend die Köpfe. Sie strichen mit einem Zeigefinger über den anderen, das bedeutete: keine Sardinen heute. Pech. Wir wollten den Carapau nicht nehmen, einen anderen kleinen Fisch, den jedoch der Schwertfisch, auf den wir es abgesehen hatten, nicht so gern annimmt wie die Sardine.

Wir kreuzten mit halber Fahrt zwei Stunden lang im Hafen, gingen jeden heimkehrenden Fischer an, aber es wollte uns nicht gelingen, gute Köderfische zu bekommen. Jetzt wurden die Bewohner der eleganten, weißen Luxusjachten wach. Ein Mann im Pyjama blickte verschlafen auf die barfüßigen, in Fetzen gekleideten Piraten hinunter, die es viermal in der Woche unternehmen, auf ihrem Holzsplitter hinauszufahren und in unsagbar harter und bedrohter Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erkämpfen.

Dieser Tag war nun verloren. Wir würden auf den nächsten warten, um dann zu erfahren, ob die Nacht den Sardinenfischern gnädig gewesen sei und ihnen der unberechenbare Zufall dieser Welt die Netze gefüllt habe. Zwei Stunden lang hatten wir den Hafen durchstreift. Zurückgekehrt, tranken wir in der Weinschänke den roten Colares, um die Enttäuschung rascher zu vergessen. Die alte Sibylle saß schon an ihrem Platz, und ihr Sohn war mit seinem peinigenen Nacken beschäftigt.

Wie eine Horde Schiffbrüchiger

Den Abend verbrachte ich bei den Fischern. Sie wohnten in einem schuppenartigen Stallgebäude. Es gab weder Tisch noch Stuhl hier. Auf der Erde lagen Strohmatten und Bündel mit dem Nötigsten, was ein portugiesischer Fischer während der Monate des Fischfanges braucht: ein paar alte Pullover, geflickte Hosen und wildbunte Hemden. Der Raum war von ihrem Beruf erfüllt. Angelschnüre hingen an den Wänden oder lagen schon in hölzernen Bottichen bereit. Es roch nach dem Meer. Auf einem

offenen Feuer mitten im Schuppen brodelte die caldeirada, eine Fischsuppe aus vielerlei Meerestieren. Auch der Tintenfisch, der polvo mit seinen langen Armen, war darin. Die Fischer sind sehr arm, und sie essen tagaus und tagein nur Fisch, ein Stück Brot, Früchte und trinken Wein dazu. Das Meer deckt ihren Tisch reichlich. Wir lagerten uns auf dem Fußboden und begannen die Suppe zu löffeln. Die festen Arme des polvo schmeckten wie Kalbfleisch. Der schwarze Topf stand in unserer Mitte, und immer wieder fuhr der breite Schöpflöffel hinein. Ich verzehrte ihr abenteuerliches Mahl mit Genuß. Ihre Gastfreundschaft war ohne Grenzen.

Mit ihren zerrissenen Hosen und bunten Hemden, ihrem unrasierten Gesicht sahen sie aus wie eine abenteuerliche Horde von Schiffbrüchigen. Das flackernde Feuer warf lange Schatten auf die mit Schnüren und Netzen behangenen Wände des Raumes, der eher einer finsternen Höhle glich als einer menschlichen Behausung. Nach dem Essen tranken wir wieder. In den Straßen wehte ein starker Wind. Er kam vom Meer.

Nächtlicher Sturm

Es war eine unruhige Nacht. Aus der unendlichen Wüste des Atlantiks wehte der Sturm über den kleinen Ort dahin. Ich lag Stunden wach und überlegte, ob ich am Morgen die Fahrt auf das ungebärdige Meer mit unternehmen sollte. Das alte Haus, in dem ich wohnte, stammte aus der Zeit, als Cascais noch eine Festung war. Es gehörte zur alten Stadtmauer, die Wände waren an manchen Stellen 1,50 Meter dick.

Draußen war es wie alle Häuser, die der Armen und Reichen gleichermaßen, weiß gestrichen. Es besaß wunderschöne, grünesäumte Ziegel auf dem Dach, die so gelegt waren, wie es auf der iberischen Halbinsel gebräuchlich ist und wie sie dem Nordeuropäer so unvergleichlich schön erscheinen.

Der Sturm riß an den hölzernen Fensterläden. Das Haus wurde schlaflos. Ich erhob mich und öffnete das Fenster. Der Mond stand hoch am Himmel, aber der Sturm verleidete den Genuß der Nacht. Ich trieb Keile zwischen Fensterläden und Mauerwerk, damit es ruhig würde. Der kleine Hund der Hausbesitzerin winselte leise.

Die Rufe einer varina schreckten mich auf. Ich lauschte, aber es war eine Täuschung gewesen. Zu dieser Zeit schliefen auch die Fischfrauen noch, die morgens von Haus zu Haus laut schreiend ihre Ware anpreisen. Ich sah nach der Uhr. Es war 5.30 Uhr. Im Hafen brannte ein Licht.

Um 6 Uhr stand ich unten, wo die schmale Mauer Meer und Land trennt. Auf dem dunklen Platz schlug noch kein Herz. Dicht am Meer neben den Ruderbooten, die hier an Land lagen, bemerkte ich einen Fischer. Ich trat zu ihm und erkannte, daß er zu unserem Boot gehörte und Wind und Meer prüfte. Wir begrüßten uns wortlos. Ich legte meinen Proviantkorb in ein Boot und setzte mich daneben.

Der Mond stand im Westen, ihm gegenüber bereitete sich der Tag vor. Bald gesellte sich eine alte Bettlerin zu mir, die die Nacht im Freien verbracht hatte. Sie blieb stumm und blickte gleich uns wortlos auf das Meer hinaus. Der nächtliche Sturm hatte auch die Fischer mit Sorgen erfüllt, und einer erkundete, ob es ratsam sei, die Fahrt anzutreten. Den Ausschlag gab der verlorene Vortag. Nach und nach erschienen die barfüßigen Piraten am Hafen. Jeder hatte sein kleines Bündel mit Brot und Wein dabei, es sollte für den ganzen Tag ausreichen. Wir verluden die Bottiche mit den Schnüren und Haken und dazu ein Faß mit Wasser.

Gute Augen sehen dich

Noch immer schien der Mond. Wir ruderten zum Fangboot. Als wir am Bug vorüberfuhren, konnte ich seinen Namen lesen: „Bons olhos te vejamos.“ Es gab keinen schöneren Namen als diesen: „Gute Augen sehen dich.“ Trotz dieser schönen und vertrauenden Sprache wunderte mich, daß die Fischer es wagten, mit diesem kleinen Boot auf das Meer zu fahren. Es maß nicht einmal neun Meter, und wenn auch seine Planken festgefügt waren, so blieb doch für die zwölf Mann starke Besatzung kaum Bewegungsfreiheit. Sie waren gezwungen, sich während des ganzen Tages in einem etwa 50 Zentimeter breiten Gang, der rundherum verlief, aufzuhalten. Hier standen sie während der kommenden zwölf Stunden oder saßen auf der Bordwand. Den Hauptteil des Fangbootes bildete der in der Mitte liegende Laderaum zur Aufnahme der gefangenen Fische. Dahinter befand sich ein Maschinenraum mit dem Dieselmotor. Er war so klein, daß der Maschinist gerade darin stehen konnte. Ich war sehr erstaunt, als sie nun noch ein kleines Boot von etwa zweieinhalb Meter Länge an Bord zogen, es hing halb draußen. Der Platz wurde dadurch so beschränkt, daß jedem so viel blieb, wie er für die Tätigkeit seiner Arme beim Einholen der Angelschnüre brauchte. Nichts hatte sich in den letzten fünfhundert Jahren geändert. Damals schon fuhren die Bewohner der Küste täglich auf das Meer, um sich mit Nahrung zu versorgen und ihr Leben im Kampf mit dem Meer einzusetzen. Einer von ihnen, wie es heißt, Alfonso Sanches aus Cascais, soll noch zehn Jahre vor Kolumbus die Küste Amerikas gesehen haben. Er war mit seinem Boot von einem Sturm dorthin verschlagen worden, als er den Weg nach Ostindien gesucht habe. In Madeira traf er dann Kolumbus, der mit Hilfe von Sanches' Logbüchern den neuen Erdteil entdeckte.

Das Fangboot läuft aus dem Hafen von Cascais aus. Die Angelhaken werden auf der Fahrt bestückt



Köder an Bord!

Die 35 Pferdestärken im Maschinenraum wurden lebendig. In der Morgendämmerung tauchte ein großer Möwenschwarm auf. Er begleitete die heimkehrenden Sardinenfischer mit lautem Geschrei. Wir steuerten den ersten kleinen Dampfer an. Die Besatzung winkte uns schon von weitem zu, und ich wußte, daß wir heute dem Schwertfisch begegnen würden. Die Sardinenfischer standen in Gummistiefeln bis an die Knie in den silbernen Sardinien, die sie während der Nacht gefangen hatten. Wir legten an der Bordwand an, und nun ging alles sehr schnell. Einer der Unseren prüfte die kleinen Köderfische, und da sie gut schienen, ließen wir uns die Körbe füllen und in unser kleineres Boot herunterreichen.

Der Mond war blaß geworden. Die Sonne kam über den Horizont, und im gleichen Augenblick begannen die Häuser am Strand schneeweiß aufzuglühen. In wenigen Minuten stand der Tag lichtvoll am Himmel. Der Wind hatte sich gelegt. In der Bucht war es still, eine schwarze Wolke zog meerwärts. Ich sah in das klare Wasser. Ein dunkelrotes Gebilde, ein Rohr mit zwei Flügeln, die sich langsam auf und ab bewegten, schwebte in der Tiefe. Ein unbekanntes und geheimnisvolles Tier strebte lautlos den dunklen Gründen des Meeres zu. Das große Abenteuer hatte begonnen.

Sobald wir das offene Meer erreicht hatten, begann die Besatzung der „Bons olhos te vejamos“ die Angelhaken mit den Köderfischen zu versehen. Die Fischer saßen auf dem schmalen Bootsrand, jeder, auch der Maschinist, hatte einen der großen Bottiche vor sich. Die Arbeit ging ihnen schnell von der Hand. Sie spießten die Sardinen durch Augen und Kopf und legten sie im Kreis geordnet in einen leeren Behälter zurück.

Ich hatte auf einer niedrigen Bank im Heck Platz gefunden. Neben mir stand der Besitzer, Steuermann und Kapitän des Fangbootes. Er hielt das Ruder in seinen dunklen Händen. In den Tagen Vasco da Gamas hätte er auf der Brücke einer jener Karavellen gestanden, auf denen der große Portugiese im Jahre 1497 den Weg nach Ostindien fand, dessen Vizekönig er wurde. Unser Kapitän war ein echter Abkömmling eines uralten Seefahrervolkes, dessen Angehörige immer in die geheimnisvolle Ferne des Meeres geblickt hatten.

Brecher über Deck

Der Dieselmotor entfaltete nun seine ganze Kraft. Die kleine Schraube wühlte in flüssigem Silber, das die Augen blendete. Ich konnte mit der Hand das Meer ergreifen.

Als die Einzelheiten des Festlandes den Blicken entschwanden, begannen die Wellen zu steigen. Aus dem Laderaum wurde jetzt das Ölzeug hervorgeholt. Die Fischer, die bislang barfuß und nur mit Hemd und Hose bekleidet gewesen waren, zogen sich das wasserdichte Zeug über und stülpten die Südwester über den Kopf.

Schon gingen die ersten Brecher hoch über Bord. Es war anders, als ich es mir jemals vorgestellt hatte. Die Höhe der Wellen war nicht abzuschätzen, da Vergleichsmöglichkeiten fehlten. Aber sie kamen weit her, und es wurde mir sofort klar, daß sie ein Teil des stärksten Elementes waren, das wir auf der Erde kennen. Unser Fangboot war weder eine Nußschale noch hielt es einen der üblichen Vergleiche aus. Es war geradezu nichts.

Ich sah in die lächelnden Gesichter der Fischer und wußte, daß sie meine Gedanken kannten. Ein Schlag dieser heranrollenden Wassermassen hätte uns auslöschen können. Ich

hielt mich mit beiden Händen an meinem niedrigen Sitz fest, um nicht über Bord gespült zu werden — 50 Zentimeter von mir entfernt war das Meer.

Die Männer spickten noch immer ihre Angelhaken. Sie verstanden es, sich mit den Füßen so geschickt gegen die Bordwand zu stützen, daß ihnen das Gleichgewicht bewahrt blieb. Rollte eine Woge heran, dann stand eine hohe Wasserwand hinter ihnen, und wenn ich glaubte, daß sie hineingetaucht und in einem dunklen Berg verschwinden würden, leuchtete wieder der Himmel in ihrem Rücken auf. Ja, es war schon seltsam.

Trotz der heißen Sonne war es kalt über dem Wasser, und mein Gesicht begann, von den salzigen Brechern, die immer wieder über das Boot hinweggingen, zu brennen. Wir steuerten bald in den Himmel, bald in die hochgetürmte Woge hinein. Ich genoß die Sicherheit, mit der der alte Kapitän seinen Holzsplitter über den Atlantik brachte. Nur dann stand mein Herz still, wenn die Woge unter dem Boot hinweglief und Bug und Kiel in der Luft hingen, bis die nächste Welle mit klatschendem Schlag gegen den Boden des kleinen Schiffes schlug. Dann ächzte es in allen Fugen unheimlich, und knarrend kamen Laute aus dem Inneren.

Zärtliche schwarze Seeschwalbe

Die Möwen hatten uns verlassen. In die Täler und an die Höhen des Meeres geschmiegt, begleitete uns nur die zärtliche schwarze Seeschwalbe. Lautlos. Sie war ein wundervoller Flieger und folgte in Abständen von wenigen Zentimetern dem Steigen und Absinken des Wassers. Sie blieb während des ganzen Tages bei uns, eine freundliche Sylphide. Eine ihrer Vorfahren, das war gewiß, hatte die Karavelle Vasco da Gamas vor vielhundert Jahren auf das hohe Meer begleitet.

Das Boot hatte längst die westlichste Spitze Europas, das felsige und trostlose Cabo da Roca, hinter sich gelassen. Die Einzelheiten des Landes waren in der sichtlosen Ferne der Unendlichkeit verschwunden. Blauschimmernd erkannten wir noch die Höhen des Sintragebirges, ganz auf der Spitze die gewaltigen Quadern des castelo dos mouros, das Schloß des Mauren. In der prallen Sonne schlafen dort kleine Eidechsen. Sintra ist der Garten Europas, in dem wie nirgendwo sonst tropische Pflanzen gedeihen, haushohe Farne grünen, Palmen und Bananenbäume. Auch das rosenrote Schloß Queluz liegt dort mit verlassenem Höfen und Teichen, in denen abends die Frösche singen. Nach zwei Stunden schneller Fahrt haben wir den Fanggrund erreicht. Die Angelhaken sind mit Tausenden von Sardinen bestückt. Das kleine Boot wird nun ins Wasser gelassen. Eine anrollende Querseegreift es so unglücklich, daß es fast versinkt, und da wir es wegen seines Gewichtes nicht wieder hochziehen können, muß ein Fischer hineinspringen und es mit einer Holzschippe leer schöpfen.

Der mißliche Vorgang wird mit lauten Worten begleitet, zumal das halb abgesoffene Boot mit Gewalt gegen die Bordwand des größeren schlägt. Die Gefahr ist bald behoben, der zweite Mann geht hinüber. Auf einem drei Meter langen Holzstück rudern die beiden jetzt auf dem Atlantik herum. Eine große Welle führt sie unversehens hinweg, so daß wir sie aus den Augen verlieren. Sie haben die Aufgabe, die Strömung zu erkunden, damit die kilometerlangen Angelschnüre richtig ausgelegt werden können. Wir kreuzen etwa eine halbe Stunde an der gleichen Stelle. Plötzlich tauchen die beiden wieder auf einem Wellenberg auf. Unglaublich, daß sie gemächlich wie auf einem Parkteich umherrudern.

Wir nehmen das Boot in Schlepp, und die beiden kommen an Bord zurück. Der Maschinist hat aus seiner Höhle einen Kompaß geholt, der nun zu Füßen des Schiffsführers liegt. Mit seiner Hilfe werden die Schnüre ausgelegt.

500 Meter tief hängen die Angeln

Die Fischer sitzen jetzt auf dem erhöhten Laderaum, jeder hat einen Bottich zwischen den Beinen, aus dem nun zu beiden Seiten des Bootes die Angeln mit den Ködern hinausfliegen. Schwere Steine reißen sie in die Tiefe, dicke Bojen aus hohlen Kürbissen markieren im Abstand von je 100 Metern die Stellen. Wortlos fliegen die Köder. Es dauert fast eine Stunde, ehe sie alle ausgelegt sind. Sie liegen in einem weiten offenen Viereck, das mehrere Kilometer Umfang hat. Schließlich dämpft der Motor wieder seine Stimme. In den dunklen Tiefen des Atlantischen Ozeans, 500 Meter unter uns, schweben jetzt 8000 Angelhaken mit ebensoviel Sardinen an 16 000 Metern Angelschnüren. In den grünen Wäldern dort unten leben hunderttausend Geschöpfe mit den abenteuerlichsten Gesichtern.

Vor Jahrmillionen, einer Zeitspanne, die kein Mensch in ihrer Unendlichkeit ermessen kann, ging alles Leben von hier aus. Ein geheimnisvoller Vorgang trieb einst die Pflanzen, die wurzellosen, blattlosen des Meeres, auf die Wanderschaft über das Land, über dessen unerfüllte Wüsteneien sie sich langsam ausbreiteten. Die Tiere folgten ihnen, nachdem die Pflanzen alles zu ihrem Gedeihen vorbereitet hatten. Sie erblickten die Klarheit des Himmels, in dessen Mitte eine weiße Scheibe brannte. Alles Leben kam aus dem Meer.

Wir fuhrten mit halber Kraft an den Kürbisbojen entlang. Ich starrte in das verschlossene Meer. Von weither rollten die Wogen heran. Ich versuchte, über das Geheimnis dieses Tages Klarheit zu gewinnen. Die schwarze Seeschwalbe hob ihren kleinen Leib dicht über den Kamm der Welle, so daß ihre Flügel die weiße Krone berührten. Lautlos glitt sie in das Tal hinein.

Ich wandte mich zu den Menschen, die mit mir die 25 Quadratmeter Boot teilten. Sie hatten die Ölleidung abgelegt und ihre Eßbündel hervorgeholt. Einer zog durch ein hohles Stück Bambus Wasser aus dem Faß. Es war die einzige Möglichkeit, bei dem Seegang zu trinken. Die anderen aßen ihren Kanten trocken Brot, tranken einen Schluck Wein dazu und unterhielten sich.

Sie waren einfache Menschen, deren Ordnung von der Größe des Elementes bestimmt war, dem sie sich täglich auslieferten, das sie aber auch am Leben erhielt. Ihr Bekenntnis zum Dasein war hart. Dafür war es frei in seiner klaren Männlichkeit. Sie lehrten mich, daß unsere Wertbegriffe vom Leben falsch geworden sind. Die törichte Leere großstädtischer Vergnügungen, Hysterie und Phrasen des Alltags haben nichts mehr mit dem Menschen in seiner Größe, seiner Schlichtheit und seiner Einsamkeit gemeinsam. Die Würde des Menschen ist für immer verbunden mit den großen Grundlinien seiner Existenz, mit Fröhlichkeit, Leidenschaft und Mut, mit Arbeit, Brot und Wein.

Der erste Schwertfisch

Zwei Stunden waren vergangen, seit wir die Schnüre ausgelegt hatten. Die kurze Mittagspause war vorüber, und wir steuerten die äußerste Boje an, um mit dem Fischzug zu beginnen. Es war mir unbegreiflich, wie der alte Bootsführer auf dieser endlosen und gleichförmigen Weite zu dem kleinen gelben Kürbis zurückfand, der fast

unsichtbar zwischen den Schaumkronen schwamm. Er wurde an Bord genommen, und mit ihm tauchte der Anfang der Schnur auf, die an ihm befestigt war. Wir standen da voller Spannung und blickten in das grüne Wasser. Der dünne graue Faden tauchte ohne Ende aus der Tiefe auf. Wir mußten erst einen halben Kilometer einziehen, ehe der erste Haken kam. Es war eine schwere Arbeit, die Steine hielten die Schnur straff. Die Schultern der Männer gingen im Gleichmaß vor und zurück. Der erste Haken war leer. Halbaufgefressene, schwanzlose Sardinen folgten. An manchen hingen nur noch die Köpfe der Köderfische. Die Fischer sagten kein Wort und zogen an ihren Schnüren gleichmäßig weiter. Der jüngste, ein ungefähr 16jähriger Bursche, stand, mit einem langen Messer bewaffnet, in der Mitte des Fangbootes auf dem



Im Hafen von Cascais liegen die kleinen Fischerboote. Im Hintergrund die weißen Yachten der Millionäre

Laderaum und erwartete die Beute. Mindestens 50 Haken waren leer. Dann brach schimmerndes Quecksilber aus dem Meer. Von weither schon folgten wir dem ersten Fisch, der dem unwiderstehlichen Zug der starken Arme ergeben war. Er flog mit einem Schlag über Bord gerade vor die barfüßigen Fischer hin. Es war ein Schwertfisch, ein großes Exemplar von mindestens 1,50 Meter Länge. Dieser Fisch sieht zum Verwechseln der Klinge eines Schwertes ähnlich. Der schmale, langgestreckte Leib hat die Farbe des Quecksilbers, er endet in einem winzigen Schwanz. Die übergroßen Augen blickten hilflos und fremd. Mit einem Ruck wurde der Haken aus dem scharfzahnigen Maul gerissen. Das Messer des Jungen fuhr in den Bauch, Eingeweide und Luftblase flogen hoch in die Luft in das Meer zurück. In einer Minute lag der Schwertfisch bereits im Bauch des Bootes.

Wieder kamen ganze Serien leerer Haken herauf. Die Köder waren angefressen, keiner unversehrt. Ich konnte meine Enttäuschung nicht verbergen, denn ich hatte gedacht, daß mindestens jeder zweite Haken einen Fisch bringen würde. Neben mir stand der Kapitän und hielt das Ruder. Er nickte mir zu. Die Fischer blickten wortlos zu ihren Schnüren, die aus dem Meer kamen, durch ihre Hände gingen und wieder in die Bottiche zurückgelegt wurden.

Der Krake

Nun kam wieder das flimmernde Silberleuchten aus dem Meer. Der nächste Schwertfisch schlug über Bord. Jetzt folgten sie einander in kürzeren Abständen. Und immer seltsamere Gesichter tauchten aus der Tiefe des Ozeans auf. Wesen von unvergleichbarem Schimmer, mit blutroten, grauen, silbernen, grünen und braunen Körpern und dicken, runden Augen und Stachelflossen. Das Messer in der Hand des Jungen riß gefühllos und gleichgültig die Leiber auf. Fischblut floß über die Luke. Aber es dünkte mich keine Quälerei, weil alles mit sicheren, unsentimentalen Griffen vor sich ging. Einmal tauchte offener Haß auf. Da war aus dem Meer nur der Kopf eines großen Fisches aufgetaucht, an dem ein rotes, etwa 60 Zentimeter langes Untier hing. „Er hat ihn gefressen“, riefen die Männer erbost. Der Räuber war ein achtermiger Krake, der mit raschem Schwung ins Boot geschleudert wurde. Hier erst ließ er sein Opfer los.

Der Krake war prachtvoll rot, seine saugenden Arme huschten über die Planken und suchten Halt. Sein torpedoförmiger Körper war sehr elegant, aber seine großen Augen schienen sehr böse. Ich griff nach ihm, ehe die Fischer mir warnend zuriefen. Da hatten mich die Saugnäpfe und Arme schon umschlungen. Es war ein seltsam prickelndes, doch widerliches Gefühl, von dem ich mich ekelnd befreite. Der Krake hatte den bisher größten Fisch des Tages in der kurzen Zeit, seit dieser an der Angel hing, bis auf den Kopf verzehrt. Die Fischer waren böse und beschimpften ihn mit häßlichen Worten.

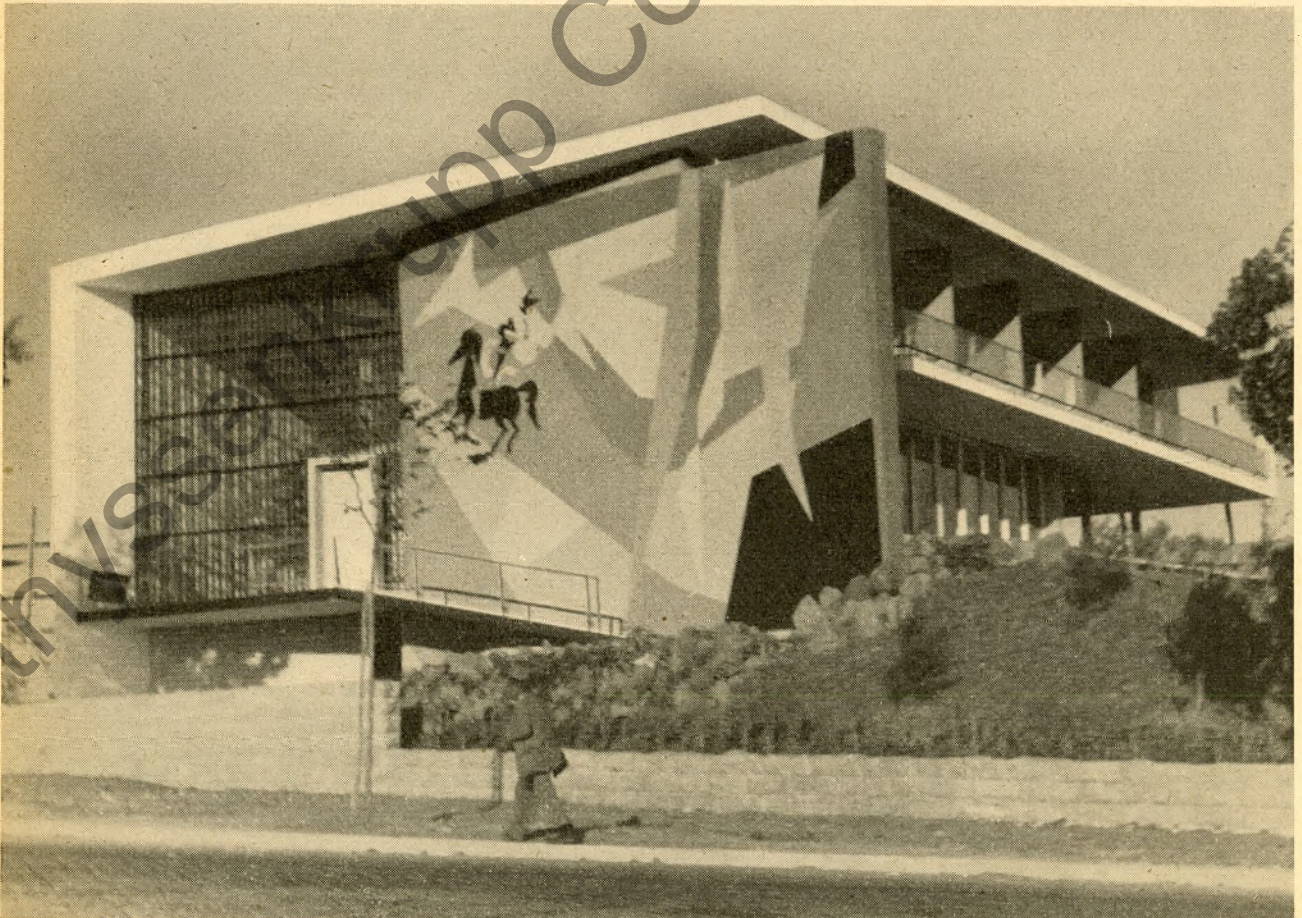
Der Kapitän war so erbost, daß er das schöne Ungeheuer mit den Füßen in eine Ecke schleuderte. Langsam wich das leuchtende Rot einem ärgerlichen Grau, das seinen Körper wie ein Schatten überzog. Als ich nach einiger Zeit wieder hinblickte, hatte er seine rote Farbe wiedergewonnen. Seine großen Augen waren glanzlos vorgewölbt. Er blieb nicht der einzige, den wir an diesem Tag aus dem dunklen Meer herausholten.

Wir hatten nun schon 5000 Meter Schnur eingeholt, und der Tag begann sich zu lohnen. Unser einsames Boot trieb auf menschenleerem Meer. In der Ferne glitt ein großer weißer Dampfer vorüber. Er war ein Traum. Die Wirklichkeit blieb der Splitter Holz, auf dem zwölf fröhlich-ernste Piraten mit Leidenschaft nach Beute ausschauten. Einer wies lachend auf das große Schiff und sagte lustig „Amerika!“ Nichts unterbrach den Rhythmus der Arme und den Schwung des Messers, das gnadenlos über die Fischleiber herfiel. Ein Schwarm schreiender Möwen hatte sich eingefunden, seit die Innereien über Bord flogen. Mit geschickten Schnäbeln ergriffen sie den leichten Fraß.

„Der Fisch, der Fisch!“

Nun trat aber wieder ein Ereignis ein, das das ganze Boot in Bewegung brachte. Etwa 30 Meter entfernt tauchte ein großer Fisch auf dem Meer auf. Aus seinem offenen Maul hing eine weiße Blase. Die Fischer begrüßten ihn mit Freudenschreien. „Der Fisch, der Fisch!“ bedeuteten sie mir. Ein besonderer Fang! Der bräunliche Leib wurde herangezogen, denn er hing an einer Angel. Sein

Die Sonnenküste von Portugal ist für entthronte Könige zum Exil geworden. Aber auch die Könige des Geldes finden, daß das schöne Land angenehme Aufenthaltsorte bietet. Millionäre haben an dieser Küste moderne und luxuriöse Bauten geschaffen



Leib war prall aufgeblasen, so daß er schwimmend auf dem Meer trieb und die Schnur mit hochgezogen hatte. Bei dieser Art Fisch, der einem großen Kabeljau glich, platzt anscheinend die Luftblase nach dem Fang, so daß die Luft den Leib aufbläst. Ein Messerstich in das Maul, und zischend fuhr sie heraus.

Er war etwa 1,50 Meter lang, schien aber durch seine starke gedrungene Gestalt gewaltiger als die schlanken Schwertfische. In sein scharfbewehrtes Maul konnte man bequem die Faust versenken.

Nun kam auch diese Fischart häufiger an die Haken. Immer wieder wiesen die Fischer freudig auf das Meer, wo die weißen Blasen sichtbar wurden. Er schien ihnen so wertvoll, daß einmal sogar das kleine Boot losfahren mußte, um einen an Bord zu holen, der von der Angel gekommen war und weit draußen schwamm, beinahe eine Beute der Möwen.

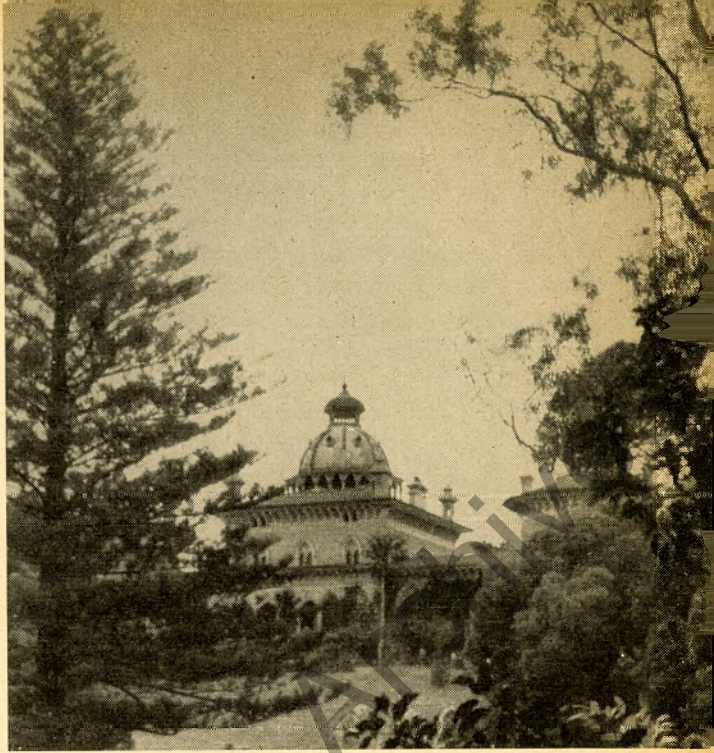
Maßlosigkeit des Meeres

Ich begann das Meer zu lieben. Aus keiner anderen Perspektive wurde seine Größe so sichtbar wie von dem kleinen Fangboot aus. Vom Lande gesehen war es ein romantischer Traum und von Bord eines großen Schiffes ein Element, zu dem man keine echte Beziehung herstellen konnte. Nur in seiner unmittelbaren Nähe waren Bewunderung und Freundschaft möglich. Mein Vertrauen in das Boot und zur Kunst der Fischer war so groß, daß ich keinen Augenblick Furcht empfand. Aber ich stellte mir mit hoher Achtung vor, daß es zwanzig Zentimeter neben mir fast tausend Meter senkrecht in die Tiefe ging, und nirgendwo unterwegs wäre etwas gewesen, an dem man sich hätte festklammern können. Hineinzustürzen, das konnte unbemerkt geschehen.

Die Unendlichkeit beeindruckte mich. Es gab kein menschliches Maß, mit dem man die Wassermassen hätte abmessen können, und sie bargen hunderttausend Wunder obendrein. Welch ein vollständiges Abbild vom Leben gibt es. Ich begann die Pflanzen höher einzuschätzen. Sie waren eines Tages auf die Erde übergewechselt und hatten das Leben für die folgenden Geschöpfe vorbereitet, und Mensch und Tier waren heute noch Parasiten der Pflanze, die allein in der Lage ist, Mineralien in Leben umzuwandeln und vom Wasser und der Sonne zu leben. Sie allein kann das Anorganische in Organisches verwandeln. Die sinnvolle Kette vom kleinsten pflanzlichen Wesen bis zum hochentwickelten Tier durfte an keiner Stelle unterbrochen werden, wenn nicht alle darunter leiden sollten. So lernte ich an diesem Tag, daß man das Leben nur in seiner Gesamtheit begreifen darf.

Der Hai

Immer noch gingen die Arme im gleichen Rhythmus, den ihnen die Schnüre aufzwangen. Und noch glitten die Leiber der Schwertfische und der anderen über Bord. Einmal kam ein meterlanger Hai mit herein. Der obere langgestreckte Teil seines Schwanzes war elegant wie die neueste Konstruktion eines Stromlinienfahrzeuges. Er sprang mit wilder Kraft auf den Planken herum, und beim Versuch, den Haken auszureißen, riß dieser mit dem messingnen Vorfach von der Schnur. Der Kapitän nahm ihn an sich. Der Hai war der einzige Fisch, dessen Kopf verworfen wurde. Sonst schätzten die Fischer die Köpfe besonders, und sie nahmen selbst jenen mit, den der erste Krake übergelassen hatte. Der Haikopf flog



Hoch oben im Sintragebirge liegt das Schloß Monserrate, mitten in einem Park, in dem tropische Pflanzen wie nirgendwo sonst in Europa gedeihen

hoch über Bord, den Möwen zu. Der Leib wurde langaufgeschlitzt und auseinandergeklappt, so daß er wie ein Sattel aussah. Das Fleisch wird getrocknet und dann verwendet.

Nächtliche Versteigerung

Die Bergung der Schnüre wollte kein Ende nehmen. Immer wieder tauchten neue Bojen auf dem Meere auf, und ich vermochte mir nicht mehr vorzustellen, daß wir soviel ausgeworfen hatten. Seit Stunden schon kannten die Männer an der Bordwand keine andere Bewegung, als das gleichmäßige Auf und Ab ihrer Arme und die kurzen Unterbrechungen, wenn der Fisch von den Haken gerissen wurde. Kaum wurde ein Wort gesprochen, aber im Bauch des Bootes stiegen die Fischleiber. Viele Hundert großer und starker Tiere lagen schon dort, so weit zubereitet, daß sie vom Boot aus zur nächtlichen Versteigerung in die Hallen von Cascais kommen konnten. Dort liegen die Fische ihres Zaubers ledig und werden unter Aufsicht der Zollbeamten angeboten. Denn sie gelten, wenn sie vom Meer kommen, als Konterbande und dürfen nicht frei verkauft werden, damit der Staat seinen Tribut bequem einziehen kann. Sachkundige, barfüßige Fischfrauen schätzen ihren Wert ab, und der Auktionator ruft mit unfäßbarer Geschwindigkeit das Gebot aus. Er beginnt mit dem Höchstpreis und schnurrt die Zahlen herunter, bis ein Zischen ihm anzeigt, daß eine Fischfrau die Ware kaufen will.

Auf dem Meer wurde es Nachmittag. Um 18 Uhr war die letzte Angel geborgen und das Boot manchen Zentner schwerer als bei der Ausfahrt. Wir nahmen jetzt das kleine Boot wieder an Bord und zogen die Ölkleidung über, denn bei voller Fahrt stürzte sich das Fangboot mit wildem Mut gegen die anrollenden Wogen. Kaum lief der kleine 35-PS-Motor auf Hochtouren, als auch schon der erste Brecher hereinkam. Ich hatte mein Ölzeug noch nicht vollständig übergezogen und wurde bis auf die Haut durchnäßt. Mit einem Schlag. Was tat es! Vor uns lag

blau und fern das Sintragebirge und die Sonnenküste, die costa do sol Portugals, mit ihren fröhlichen Menschen, den Weinbergen und den weißen Windmühlen auf jedem Hügel. Wir nahmen den gleichen Weg, den Vasco da Gama vor vierhundert Jahren einschlagen mußte, als er von seiner großen Fahrt zurückkehrte.

Für die Fischer gab es auch jetzt keine Pause. Die Angelschnüre wurden geordnet und die Reste der Sardinen von den Haken entfernt. Eine große Schar Möwen folgte uns krächzend und um die leichte Beute kämpfend. Der kleine Motor ging tapfer gegen die hohe See an.

Als die Sonne sank

Wir waren noch weit von der Küste entfernt, als warmer Harzgeruch spürbar wurde. Die Pinienwälder begannen zu duften, und sie hoben sich jetzt grün vom Grau der Felsen ab. Fast gleichzeitig glitten wir in stillere Bezirke des Meeres. Die Männer begannen, sich auf ihre Sprache zu besinnen. Wir legten das Ölzeug ab. Nach zwei Stunden Fahrt lag Cascais mit seinem kleinen Hafen vor uns. Wir steuerten an den hohen Masten der Millionärsjachten vorüber zu unserem Liegeplatz.

Ein paar kleine Jungen waren uns entgegengerudert, und sie begannen sogleich, die Bottiche in ihre Boote zu nehmen. Ich hatte während des Tages nichts gegessen und schenkte ihnen mein Brot, das sie mir gierig aus den

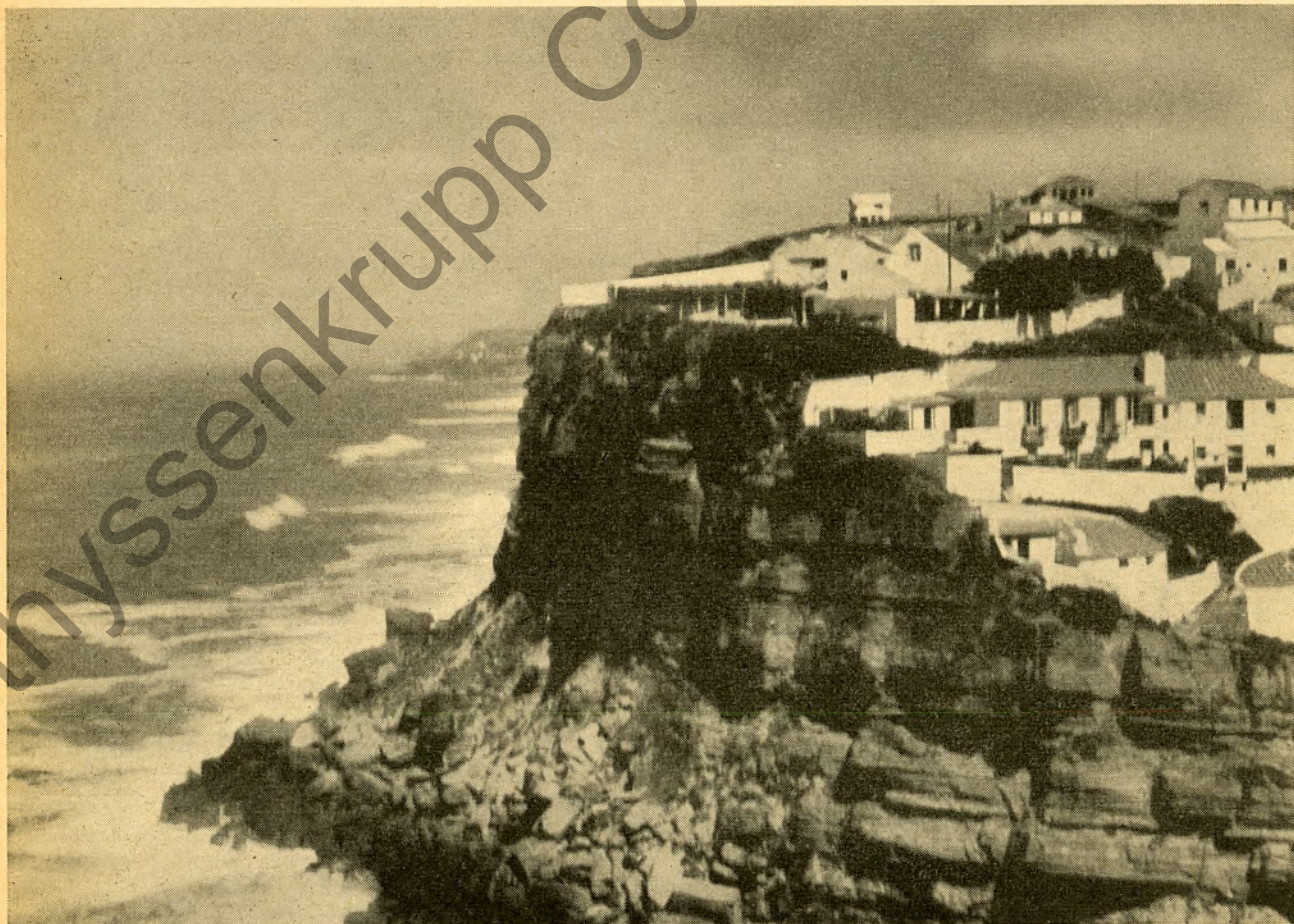
Händen rissen, als wäre es eine langentbehrte Kostbarkeit.

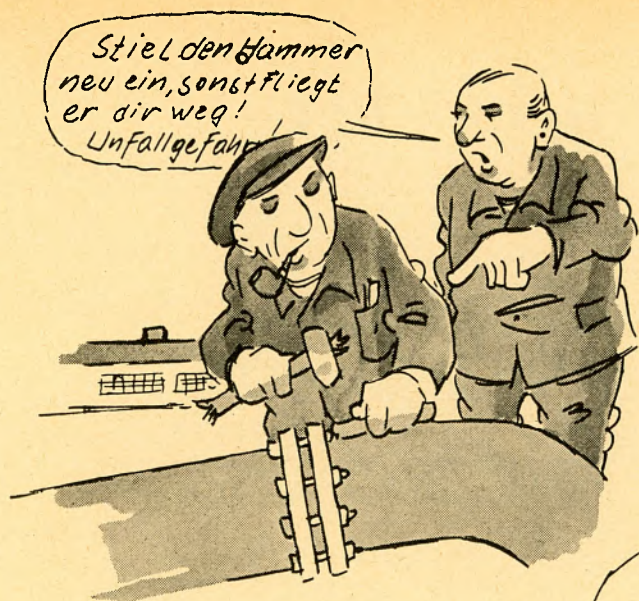
Wir entluden das Fangboot und ruderten an Land. In der Abendsonne schaukelte die „Bons olhos te vejamos“. Ich blickte zurück auf das Meer. Es war mir zum Sinnbild des Lebens geworden, dessen Weite man mit tapferem Herzen durchqueren muß.

Die Fischer stapften barfuß durch den blanken Sand, schwer beladen mit Fisch und Gerät. Sie lachten froh und unbekümmert. Ich begleitete sie hinauf in den Schuppen, in dem sie schliefen.

Als ich zurückkam, war die Sonne schon untergegangen. Der Platz am Meer war zu dieser Zeit still, erst später würde sich vor den Cafés und Weinschenken wieder das Leben regen. In der Mitte des Platzes sah ich auf den Steinplatten den alten Kapitän sitzen. Durch seine dunkelbraunen gegerbten Hände liefen Schnüre und Angelhaken. Er hatte zwölf Stunden ohne Unterbrechung am Ruder gestanden, und nun bereitete er den Fang für den nächsten Tag vor. Er lachte, als ich mich neben ihm niederließ und holte den Angelhaken aus der Tasche, an dem der Hai gefangen worden war. Ich verstand nicht, was er sagte, als er ihn mir zur Erinnerung schenkte. So saßen wir uns eine Weile stumm gegenüber, er arbeitend und ich in Gedanken versunken. Die Würde, mit der er sein hartes Leben führte, gab ihm Größe. Er war ein Sinnbild für die Unbesiegbarkeit des Menschen.

Auf den steilen Felsen der unfruchtbaren Küste sind die Häuser eines Fischerdorfes erbaut. Das Meer ist dem Menschen Leben und Schicksal





LAPPES

AUSM MARTINWERK



Mit diesem Monstrum klopft er weiter
Gefährdet seine Mitarbeiter
An sich ist er recht dumm und schlampig
Und obendrein wird er noch pampig

Der Schlosser Karl ist übel dran
Das Projektil kommt haarscharf an
Im Kopf wird es ihm schlecht und übel
Dafür bezieht der Lappes Prügel



H. Kalisch

Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert.
Gut, wenn man es aufnotiert!

Wieder geht ein Jahr zu Ende.
Und ein jeder blickt zurück,
ob er mit der Jahreswende
vorwärts kam ein gutes Stück.
Was an Wünschen und an Hoffen
uns bewegt in diesem Jahr,
was erfüllt ward, was noch offen
blieb, zeigt die Bilanz uns klar.
Jeder trägt ein Päckchen Sorgen,
jeder trägt ein Quentchen Glück
über Neujahr in das Morgen.
Hadre nicht mit dem Geschick!
Immer nur in Sonne baden
gibt es gar nicht. — Dies zum Trost!
Sechsendfünfzig: Fort mit Schaden!
Siebenundfünfzig: Dreimal Prost!

Hüttenkickers Wunsch ist klar:
Komm gut 'rüber! Prost Neujahr!

Fast hat's mir die Sprach' verschlagen,
und die Spucke blieb mir weg:
„Hüttenmann mit weißem Kragen?“
Walzenstraße ohne Dreck?
Dies zählt zu den Wirklichkeiten
heute schon in USA.
Und es läßt sich nicht bestreiten:
Solches ist auch uns schon nah!
Unaufhaltsam vorwärts schreitet
technische Revolution.
Auch bei uns ist Weg bereitet
für die Automation.
Mensch und Technik sind im Bunde,
daß der große Wurf gelingt.
Freunde, grüßt die Sternstunde,
die uns echte Freiheit bringt.

Wo Maschinen Arbeit tun,
können unsre Hände ruhn!

Wenn dereinst die Automaten
unsre Arbeit leisten schnell,
wenn selbst unsre Bürokraten
nichts mehr tun — ganz offiziell —,
dann ergibt sich „automatisch“:
Was soll unsereins dann tun?
Schließlich ist's doch problematisch,
nur vom Nichtstun auszuruhen!

Hüttenkieker meint, es wäre
darum jetzt schon an der Zeit,
daß die Hütte zieht die Lehre
aus der Zukunft Schwierigkeit.
Laßt uns Kegelbahnen bauen,
Werkskantinen groß und klein!
Um die Freizeit zu verdauen,
die uns dann geschenkt wird sein.

Du — bei Automation —
tust nur eins: holst deinen Lohn!

Kommt der lange Winterabend,
und man sitzt am warmen Herd,
ist's erquickend und erlabend
mit 'nem Buch, das lesenswert.
Fünfundzwanzigtausend Bände
stehn in unsrer Bücherei,
gehn durch viele, viele Hände,
holen uns die Welt herbei.
Alle Bücherfreunde freuen
sich, und stolz man gratuliert,
weil die Bücherei in neuen
Räumen sich jetzt präsentiert.
Doch die Freude gilt nicht minder
dem Ereignis, daß diesmal
eigens für die Hüttenkinder
existiert ein Freihandsaal.

Oma, Opa, Weib, Mann, Kind
Büchereistammkunden sind!

Schon erklingen Weihnachtslieder,
Fest der Liebe Einzug hält.
Und ein jeder freut sich wieder
mächtig übers Weihnachtsgeld.
Mancher Wunsch läßt sich erfüllen
für das Fest im Kerzenschein.
Freunde, laßt uns auch im stillen
unsrer Hütte dankbar sein!
Dies bedarf nicht großer Worte,
auch des Lobs bedarf es nicht,
jeder mag an seinem Orte
treu erfüllen seine Pflicht.
Und wenn dann vom Weihnachtsfrieden
nur ein Teilchen, noch so klein,
auch dem Arbeitsplatz beschieden
wird, dann mag's genug schon sein!

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr — Adschüß, ihr Leut'!



